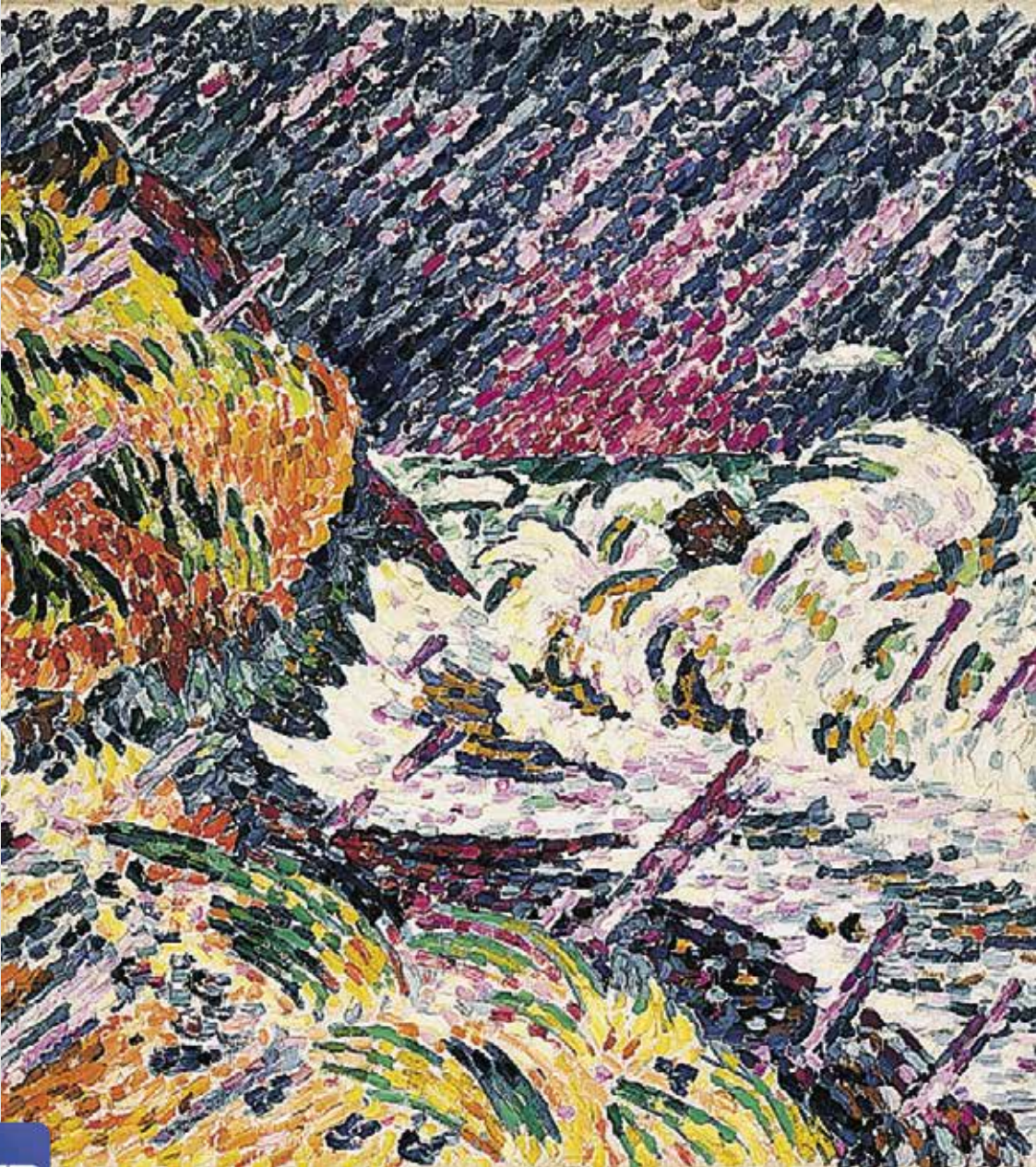


KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Wolf Oschlies

„Brrr – aha“

Tragikomische Namenskultur in Tschechien

3

Carsten Eichenberger

„Auswanderungsharmonie der Kinder Gottes“

Ein Studientag zur schwäbischen Auswanderung in den Kaukasus

6

Bärbel Beutner

Heimat ist nicht nur ein Ort

Ernst-Wiechert-Gesellschaft mit neuem Domizil

9

Klaus Weigelt

„Wir sahen seine Herrlichkeit“

Hans von Lehndorff suchte zu begreifen, was Gott von ihm fordert

10

Reformation hat man nie ausgelernt

Ausstellungen im Westpreußischen Landesmuseum Warendorf

15

Schlesisch-rheinisch

In Heisterbacherrott wird Identität durchdekliniert

16

Im Zuge der Erinnerung

Das Schlesische Museum zu Görlitz zum Thema Zug

17

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Schlegel: Menschen in zerbrechenden Welten (*Norbert Matern*)

19

Piontek: Poesiealbum (*Franz Gissau*)

20

Neue Schausammlung in Regensburg (*Markus Bauer*)

21

Tagung zur Bukowina in Bad Kissingen

21

LITERATUR UND KUNST

Monika Taubitz

Von Verlorenwasser bis Wünschelburg

Erinnerungen

23

Arkadiusz Łuba

„Wunde nach der Stille“

Justyna Wojtyniaks Theater in Paris

26

Gebaute Klarheit

Bohuslav Fuchs im Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf

30

KK-NOTIZBUCH

31



Dass ein Sturm schön sein kann, sogar bunt, das hat sich Ivo Hauptmann auf Hiddensee erschlossen, und er zeigt es uns denkbar opulent

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie. © Ivo Hauptmann/ Rechtsnachfolger. Foto: Wolfram Schmidt, Regensburg (siehe Seite 21)

„Brrr – aha“

Wie der Name schon sagt, sagt man gerne, ohne zu bedenken, wie oft man recht hat: tragikomische Namenskultur in Tschechien

„Auf Tschechisch heißt Prag: Brrr – aha. Und nicht mit Unrecht“, lästerte Gustav Meyrink vor rund 100 Jahren. Der weltberühmte Verfasser phantastischer Romane und Geschichten, der anfänglich Bankier werden wollte, liebte die böhmische Metropole, obwohl er 1902 ohne eigene Schuld dort eine satte Bankenpleite erlebte. Die verzieh er der Stadt nie, spickte vielmehr seine Werke mit boshaften Sottisen gegen Prag und Prager: Seine Haustore seien „aufgerissene schwarze Mäuler, aus denen die Zungen ausgefault waren“, „die Bewohner Prags hatten von jeher triftigen Grund, das Tageslicht zu scheuen“ etc.

Ernst genommen hat das gewiss niemand, höchstens wurde er dadurch auf die besondere Natur von Prager Toponymen aufmerksam gemacht. Das beginnt beim Stadtnamen selber, seit dem Jahre 723 aktenkundig und laut dem große Historiker

Frantisek Palacky von „práh“ abgeleitet, also von Schwelle oder Stromschnelle, wie sie die Moldau unter Prags Hausberg Bila hora zieht.

Weiter geht es im nahen Stadtteil Holesovice, den deutsche Reisende verfluchen. Prag-Reisen enden zumeist in „Praha Hl. n.“, also „Prag Hauptbahnhof“, welche Abkürzung deutsche Reisebüros nicht kennen, weshalb sie Tickets auf „Prag Holesovice“ ausstellen. Holesovice liegt in „Praha 1“, wie auch „Mala strana“, deutsch „Kleinseite“, der anheimelnd schöne Bezirk zwischen Karlsbrücke und Hradschin. Hier lebte die kleine Gemeinde der Prager Deutschen (1930 ca. 45 000), die ihr „Kleinseitner Deutsch“ sprachen, wo man „auf“ etwas vergaß, sich „ein Bierchen gab“ (gönnte) etc. In diese „Sprache“ übersetzte Grete Reiner (1892–1941) Haseks „Braven Soldaten Schwejk“, womit sie dem Roman

*In der Großstadt
sind nicht allein
Menschen ein-
sam, sondern al-
les andere auch,
blicklos, namen-
los, bis auf eine
Nummer. So hat
Alois Watznauer
die Straßenbahn
in Prag 1925 ge-
malt*

Bild: Kunstforum
Ostdeutsche Galerie
Regensburg. © Rudolf
Alois Watznauer/
Rechtsnachfolger.
Foto: Wolfram Schmidt,
Regensburg (siehe
Seite 21)



einen bis heute anhaltenden Welterfolg verschaffte, den das tschechische Original nie erreicht hätte.

Was „Mala strana – Kleine Seite“ auch bedeuten kann, erfährt man in Alt-Prager Wohnungen, die zwei Toiletten haben, wobei eine zweisprachig informiert: „Zde jen Mala strana prosim – Hier nur die Kleine Seite bitte“. Bei uns heißt das kindersprachlich „Pipi“. Beeindruckend ist das „prosim – bitte“, wie es erst dreißig Jahre später mit Prags „sanfter Revolution“ öffentlich üblich wurde, z. B. in der Metro, deren Bordfunk bei jedem Halt auffordert, „bitte“ rasch ein- und auszusteigen, da die Türen zugehen.

Andere Veränderungen haben sich früher abgezeichnet, etwa auf dem großen Wenzelsplatz im Stadtzentrum. Tschechisch heißt er „Václavské náměstí“, firmierte aber in kommunistischer Unzeit inoffiziell als „Wechselsplatz“ – wegen der vielen Geldwechsler, die auf westliche Währungen scharf waren. Das riesige Stalin-Denkmal auf der Letna (dem Sommerberg) über Prag hieß im Volksmund nur „Pepi“, und als 1956 auch in der Tschechoslowakei eine zaghafte Entstalinisierung einsetzte, gab es am Denkmal Graffiti: „Pepi, gib Obacht, sie sind dir auf den Fersen!“

Aber das waren nur Scherze nebenher, denn generell dienten Ortsnamen als „Mittel symbolischer Raumkontrolle“, wie der Brünner Geograf Tomáš Novotný 2016 in seiner Diplomarbeit nachwies. Ab Mai 1945 wurden über drei Millionen Deutsche aus der Tschechoslowakei vertrieben, eine Volksgruppe, fast doppelt so stark wie das zweite „Staatsvolk“, die Slowaken. Jetzt verleumdete man Deutsche als fremde Eindringlinge und verschwieg ihre Leistungen, die Novotný offen nannte: „Die Deutschen waren zumeist die höhere, herrschende Schicht und die Träger des kulturellen Fort-

schritts, etwa als Städtegründer, und seit dem Mittelalter eine autochthone Bevölkerung in weiten Gebieten in Grenznähe.“ Sichtbar war das an den überwiegend deutschen Ortsnamen, die ab Mitte Juni 1945 verboten wurden. Ende 1947 registrierte man 430 Namenswechsel, 845 waren es am Ende der Vertreibungen.

Inzwischen haben vertriebene Sudetendeutsche ihre Verluste verschmerzt oder vergessen, während die Tschechen des ethnisch gesäuberten Sudetengebiets immer weniger froh werden: Es ist mittlerweile ein dünn besiedeltes, ökonomisch verfallendes Armenhaus, das allein 2017 bis 2019

„Ich möchte als Prager nicht an der Moldau über ein Friedrich-Engels-Ufer spazieren, benannt nach einem unbedeutenden Provinzphilosophen aus dem 19. Jahrhundert“, sagte Václav Havel.

42 Milliarden Kronen Stützung verschlingt. Seine Ortsnamen wirken lächerlich: Wer kennt schon „Marianské Lázně“? Aber Goethes „Marienbader Elegie“ von 1823 ist weltbekannt. Taler, Dollar, Tolar und andere Scheidemünzen kommen sprachlich aus dem nordböhmischen Städtchen Sankt Joachimsthal, dessen 1516 entdeckter Silberreichtum sie „prägte“. Seit 1945 gibt es nur noch das tschechische Jáchymov und statt Silber wurde Uran gefördert – für Moskaus Atomindustrie. Ähnlich

steht es um Hunderte „nationalisierte“ Ortsnamen, die kaum ein Nicht-Tscheche kennt. Weswegen Tourismuswerber reumütig vom tschechischen Olomouc zum deutschen Olmütz zurückkehren.

Wie schön, dass wenigstens Prager Straßen nach 1989 einen onomastischen (namenskundlichen) Hausputz erleben durften, den Präsident Václav Havel mit dem giftigen Bonmot einläutete: „Ich möchte als Prager nicht an der Moldau über ein Friedrich-Engels-Ufer spazieren, benannt nach einem unbedeutenden Provinzphilosophen aus dem 19. Jahrhundert.“ Also hieß das Ufer bald wieder nach dem tschechischen Ökonomen Alois Rasin (1867–1923). Im

Es gibt zwingende Logik sogar in der Architektur: Auf den „sozialistischen Aufbau“ musste einfach ein „Tanzendes Haus“ folgen – gegen die „blöde Stimmung“ in Prag und wo überall jener „Aufbau“ gewütet hat

Bild: Wikimedia Commons



Dezember 1989 entstand die „Unabhängige Gruppe für die Benennung von Straßen und öffentlichen Plätzen“, die unter Leitung der Namenskundlerin Martina Ptacnikova von der Akademie der Wissenschaften bis 1996 Schwerstarbeit leistete: Noch 1989 wurden 40 Straßennamen geändert, danach weitere, manche bis zu achtmal. Die „Lenin-Straße“ zum Flughafen Ruzyne wurde umgehend in „Europa-Straße“ umbenannt, sechs weitere „Lenin“-Straßen folgten alsbald. Nach Klement Gottwald, dem syphilitischen Alkoholiker, der jahrelang als Partei- und Staatschef amtierte, waren vier Straßen, zwei Plätze, ein Kai und eine Brücke benannt. Ähnlich häufig erschienen auf Straßenschildern „Jungpioniere“, „Partisanen“, „Friedenskämpfer“, „Komsomolzen“, „Volksarmee“, „Staats sicherheitsdienst“, „25. Februar 1948“ (Datum des kommunistischen „Putschs von Prag“), „Kosmonauten“ oder ganz einfallslos „Revolution“. Das häufigste Schild warnte an ungezählten Hausfronten „Pozor, pada omítka“ (Vorsicht, Putz fällt ab), denn das „goldene“, „hunderttürmige“ Prag verfiel zusehends.

Prager Medien machen sich in neuerer Zeit einen Spaß daraus, die Namensfolgen an Straßen und Plätzen aufzulisten,

was oft genug eine unfreiwillige Komik oder gar Systemkritik offenbart. So hieß der „Masaryk-Platz“ am Moldau-Ufer ab 1942 „Reinhard-Heydrich-Platz“, nach Hitlers Statthalter im „Protektorat Böhmen und Mähren“, der einem Attentat erlag. Der „Siegesplatz“ auf der Kleinseite war zwischen 1940 und 1990 nacheinander „Wehrmachtsplatz“, „Edvard-Benesch-Platz“ und „Platz der Oktoberrevolution“. Der „Mozartplatz“ nannte sich 1948 bis 1989 „Platz der Rotarmisten“, bis ihn die Prager eigenmächtig zum „Jan-Palach-Platz“ machten, zum Gedenken an den Studenten, der sich am 19. Januar 1969 aus Protest gegen den Sowjet-Überfall auf Dubceks Reformland verbrannte.

Das moderne postkommunistische Prag bekam im Juli 1996 an der Moldau mit dem „Tancici dum“ (Tanzenden Haus) sein Symbol, das von Václav Havel gefördert war und stürmische Debatten pro und contra auslöste. Havel richtete das dekonstruktivistische Bürohaus gegen die „blbnalada“ (blöde Stimmung), die er überall in Prag fand. Recht hatte er! Das Haus bekam 1997 den US-Designpreis und kam daheim unter die fünf „besten Gebäude der letzten 90 Jahre in Tschechien“.

Wolf Oschlies (KK)

„Auswanderungsharmonie der Kinder Gottes“

Ein Studientag zur schwäbischen Auswanderung in den Kaukasus

Anlässlich der Auswanderung von Schwaben nach Georgien vor 200 Jahren fand im Evangelischen Oberkirchenrat in Stuttgart ein deutsch-georgischer Studientag statt. Angelehnt an das Motto des deutsch-georgischen Kulturjahres 2017/2018, „Zukunft erben“, lautete der Titel des Studientages „Vergangenheit erinnern – Zukunft erben. 200 Jahre schwäbische Auswanderung in den Kaukasus und ihre Bedeutung bis heute“. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg unterhält seit vielen Jahren eine Partnerschaft mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Georgien. Diese geht in ihren Ursprüngen zurück auf schwäbische Einwanderer, die sich ab dem Jahr 1817 im Kaukasus ansiedelten.

Dr. h. c. Frank Otfried July, der Bischof der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, nahm in seinem Grußwort dieses Motto auf und sprach sich für ein stärkeres Geschichtsbewusstsein in Kirche und Gesellschaft aus. „Wer die Vergangenheit verdrängt, wird keine Zukunft haben“, sagte er. Die Erinnerung an die alte Heimat im Kaukasus helfe Verbindungen wiederzubeleben, die wichtig für die Gegenwart und die Zukunft seien. Der Austausch mit Christen aus Georgien bereichere die christliche Gemeinschaft auch in Württemberg. In einer globalisierten Welt sei es gut, wenn sich Christen weltweit vernetzen und eine christliche Gemeinschaft bilden.

Die Ansiedlung von etwa 2500 evangelisch-lutherischen, aber zugleich auch kirchenkritischen, pietistischen und separatistischen Schwaben im Kaukasus ab dem Jahr 1817 legte den Grundstein für die evangelisch-lutherische Kirche in der Region. Hans-Joachim Kiderlen, der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Georgien, mahnte, beim Rückblick auf die 200-jährige Geschichte solle man

nicht nur auf Idyllisches wie den Aufbau von Siedlungen und die Landwirtschaft schauen. So habe es unter den Deutschen auch Abschottung gegen die örtliche Kultur und Bevölkerung gegeben, religiöse Streitigkeiten und sektiererische Umtriebe. Kiderlen dankte der württembergischen Landeskirche für die Partnerschaft, die seit Ende der 90-er Jahre besteht und mit einem Partnerschaftsvertrag im Jahr 2004 besiegelt wurde.

Im Jahre 1815 gründete der aus Schwaikheim bei Stuttgart stammende Erbauungsstundenleiter Georg Friedrich Fuchs einen Auswanderungsverein und nahm Kontakt zur russischen Gesandtschaft in Stuttgart auf. Er und seine Sympathisanten verkauften ihr Hab und Gut und beantragten die zur Auswanderung erforderlichen Papiere. Als Fuchs 1816 zusammen mit rund 40 Familien aus seiner Gemeinde in den Südkaukasus auswanderte, war er Vorreiter einer regelrechten Emigrationswelle von schwäbischen Pietisten. Fast zur gleichen Zeit erschien in Marbach am Neckar ein Aufruf zur Gründung einer „Brüderlichen Auswandererharmonie der Kinder Gottes“. Die Auswanderung aus dem vermeintlichen „Sündenbabel“ und die innere Sammlung waren Teil der Vorbereitungen auf die Wiederkunft Christi. Mit dem Ziel, die Auswanderung in den Kaukasus vorzubereiten, entstanden weitere „Harmonien“ u. a. in Esslingen, Reutlingen, Plattenhardt, Nagold, Freudenstadt und Böisingen im Schwarzwald. Darüber hinaus kamen Auswanderungswillige u. a. aus Orten auf der Schwäbischen Alb.

Bei den württembergischen Pietisten war die Vorstellung vom baldigen Ende der Welt, prognostiziert für das Jahr 1836, und der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft Christi bereits seit Jahrzehnten weit

Die Siedler mögen sich die Zukunft in helleren Farben ausgemalt haben, als der Maler sie für seine Darstellung gewählt hat: Viktor Hurr, Beim Bau der Helenendorfer Kirche St. Johannis

Bild: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland



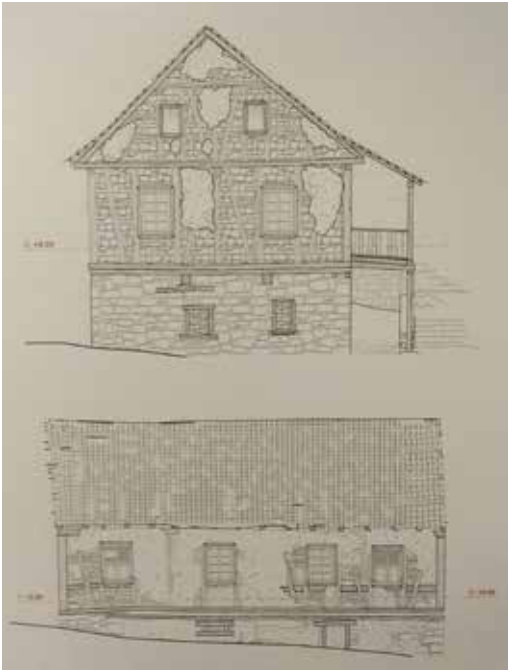
verbreitet. Christus werde sein Tausendjähriges Friedensreich aufbauen und die Welt vom Berg Zion aus beherrschen. Jerusalem aber war als Teil der muslimischen Welt unerreichbar, weshalb auch andere Ziele ins Blickfeld rückten. Im südwestdeutschen Raum verbreitete u. a. Juliane Barbara von Krüdener die Vorstellung von der heilsgeschichtlichen Bedeutung des Zarenreiches Russland. So wies Krüdener konkret auf den Kaukasus als Zufluchtsstätte hin.

Die Gründe der Auswanderungswelle von 1816/17 waren jedoch vielschichtiger. Religiöser Schwärmergeist, endzeitlicher Eifer und Differenzen mit der evangelischen Amtskirche gehörten ebenso dazu wie Kriege, kriegsbedingt hohe Steuerlasten, Plünderungen und Truppeneinquartierungen im Zuge der Befreiungskriege gegen Napoleon seit 1813. Die desolante Wirtschaftslage im Handwerk und im Gewerbe und eine gerade im evangelischen Württemberg um sich greifende Massenarmut waren weitere Gründe.

Der Ausbruch des Vulkans Tambora auf der östlich von Java gelegenen Insel Sumbawa (heute Indonesien) im April 1815 veränderte das globale Klima nachhaltig. Das Jahr

1816 wurde zum „Jahr ohne Sommer“, das folgende Jahrzehnt zum kältesten des 19. Jahrhunderts. Ernteausfälle, enorme Preissteigerungen und Hungersnöte waren die Folge. Die erhöhte Sterblichkeit führte zu einem starken Rückgang der Bevölkerung. Doch die ökonomische Krise traf nicht alle gleich. Profiteure der Krise waren Metzger, Bäcker, Wirte und Kaufleute. In der württembergischen Bevölkerung verschärften sich die sozialen Gegensätze. „Die Ausgewanderten gehörten meist zu den Armen“, heißt es in einem im Jahre 1869 in Tiflis erschienenen Gedenkbuch anlässlich des 50-jährigen Bestehens der deutschen Kolonien in Transkaukasien.

Das Zarenreich Russland warb damals um Siedler aus Mitteleuropa. Mehrere Tausend von ihnen wurden am Schwarzen Meer um Odessa angesiedelt, nur eine kleine Gruppe pietistischer Auswanderer aus Württemberg zog weiter in den Südkaukasus. Die hygienischen Verhältnisse dieser mehrere Wochen, ja Monate langen Reise waren verheerend. Weit mehr als 1000 Menschen starben dabei. Unter schwierigsten Bedingungen gründeten die Ankommenden im Südkaukasus eine Reihe von Siedlungen, insgesamt 23, mit so wohlklingenden Na-



Akribisch erfasst, zartfühlend gezeichnet: Die georgische Restauratorin Nestan Tatarashvili dokumentiert Siedlerbauten

Bild: der Autor

men wie Alexandersdorf, Marienfeld, Traubenberg, Rosental, Hoffnungstal, Lindau, Helenenfeld, Freudental.

Die georgische Architektin und Restauratorin Nestan Tatarashvili aus Tiflis erforscht seit vielen Jahren die erhalten gebliebenen Bauwerke der deutschen Siedler. In ihrem Vortrag skizzierte sie deren Architektur und Erhaltungszustand. Zurzeit seien mehr als 1200 Bauwerke erfasst. Fast alle Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude seien so gebaut worden, wie sie auch in Schwaben üblich waren. Erst die Siedlungen der späteren Generationen hätten auch lokale Traditionen der benachbarten, nichtdeutschen Baukunst aufgenommen. Neben den Wohnhäusern würden auch Kirchen, Friedhöfe, öffentliche Parkanlagen und Bauwerke der Infrastruktur untersucht und deren Erhaltungszustand erfasst. Bedeutsam in ihrer Anzahl seien die Wohnhäuser in den Dörfern Elisabethtal (gegründet 1818, heute

Assureti), Katharinenfeld (1818, Bolnissi), Alexandershilf (1857, Trialeti), Waldheim (1911, Ipnari). Die meisten Häuser seien aber in einem beklagenswert schlechten Zustand.

Der Studientag fand seine Fortsetzung mit einem Vortrag von Professor Dr. Oliver Reisner von der Staatlichen Ilia-Universität Tiflis über „Religion und religiöse Minderheiten in Georgien heute“. Rund 83 Prozent der 3,7 Millionen Einwohner gehören Reisner zufolge der orthodoxen Kirche an. Das Land sei zwar ein säkularer Staat, räume den Orthodoxen aber eine Sonderstellung ein. Aus dem Staatsbudget flössen jährlich knapp sieben Millionen Euro an die orthodoxe Kirche, aber nur 270 000 Euro an alle anderen Religionsgemeinschaften. Außerdem hätten nur die Orthodoxen im Kommunismus konfiszierte kirchliche Gebäude zurückerhalten, andere Konfessionen dagegen nicht.

Reisner zufolge ist das Interesse der Georgisch-Orthodoxen Kirche an ökumenischer Zusammenarbeit kaum vorhanden. Die nationale Machtstellung mache „nicht offen für ökumenische Gedanken“. Die Kirche war vor zwanzig Jahren aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen und der Konferenz Europäischer Kirchen ausgetreten.

Reisner beschrieb auch die Situation der evangelisch-lutherischen Kirche in Georgien. Ihre Wurzeln sind in der vor allem von Württemberg ausgegangenen Auswanderung in den Jahren 1817/18 zu finden. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion begann der Wiederaufbau der Gemeinden, zunächst in Tiflis durch die Adventistenprediger Johann und Alexander Dreiling, später durch Bischof Dr. Gert Hummel. Von 1995 bis 1997 wurde in Tiflis auf dem ehemaligen deutschen Friedhof die Versöhnungskirche mit Gemeindezentrum und Pfarrhaus gebaut. Mitte 1999 fand die erste regionale Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Georgien statt. Heute habe die ELKG etwa 800 Mitglieder.

Musik und Lebenszeugnisse aus Georgien standen weiter auf dem Programm des Studientages. Die Innenarchitektin Verena Huber aus Zürich berichtete von ihrer Forschung über eine Pfarrfamilie der Basler Mission im Südkaukasus. Christiane Hummel, ehemalige Leiterin des Diakonischen Werkes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Georgien, sprach über die Neugründung der kleinen Kirche nach Ende der Sowjetzeit. Die in Stuttgart ansässige georgische Musikerin Russudan Meipariani gewährte Einblick in die Situation junger Menschen in Georgien nach der

Unabhängigkeitsbewegung. Zudem gab sie Kostproben ihrer Eigenkompositionen nach georgischer Dichtung am Flügel und mit Gesang.

Die Besucher des Studientages kamen anschließend in Kleingruppen zusammen, um Themen wie die Vertreibung der Deutschen in der Sowjetzeit, die Situation der Evangelischen in Georgien oder Möglichkeiten des Kulturaustauschs zu besprechen. Schlusspunkt des Tages bildete der Besuch im „Theater am Faden“ mit einem Stück über den georgischen Maler Pirosmani.

Carsten Eichenberger (KK)

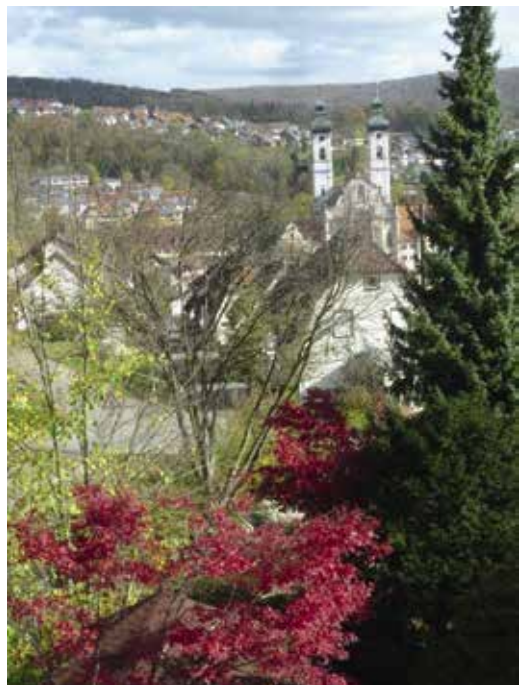
Heimat ist nicht nur ein Ort

Ernst-Wiechert-Gesellschaft mit neuem Domizil

Seit ihrer Gründung 1989 hatte die Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) ein Domizil im Museum Königsberg in Duisburg. Als das Museum 2015 in das Ostpreußische Landesmuseum nach Lüneburg zog, musste für das Wiechert-Archiv ein neuer Standort gesucht werden. Bücher, Akten, Nachlässe, Dokumente benötigen eine feste Bleibe.

Zwischen Ulm und Sigmaringen (Hohenzollernburg!) liegt der malerische Erholungsort Zwiefalten. Dort gibt es einen traditionsreichen und kulturell sehr aktiven Geschichtsverein, der von einem Mitglied der IEWG geleitet wird. Mitglied sowohl des Geschichtsvereins wie auch der IEWG war die 2014 verstorbene Hedwig Butz, die dem Geschichtsverein ihr geräumiges und gepflegtes Haus vermacht hat, das zu ihren Lebzeiten ein kultureller Treffpunkt des Ortes Zwiefalten war. Die IEWG darf in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein das Haus mit nutzen.

Ernst Wiechert verbrachte fünfzehn Jahre seines Lebens im süddeutschen Raum,



Die zwei Türme von Zwiefalten, einem Ort für die nicht nur zwie-, sondern vielfältigsten Gespräche auch über Wiechert

Bild: Klaus Weigelt

zog 1933 von Berlin nach Ambach am Starnberger See, baute in Wolfratshausen bei München den Hof Gagert, in dem er bis 1948 wohnte, und verbrachte die beiden letzten Lebensjahre in Uerikon bei Zürich. In Stäfa liegt sein Grab. Seine geistigen Erben beziehen also einen Standort in seiner Nähe, voller Dankbarkeit gegenüber der Hausbesitzerin Hedwig Butz, die eine angesehene Bürgerin der Gemeinde Zwiefalten war.

So fand zu ihrem 100. Geburtstag am 23. Oktober 2017 ein Wochenende mit Literatur, Musik und Kultur statt, eine Veranstaltung der IEWG in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein Zwiefalten e.V. „Wir öffnen den Schrank von Wiecherts Literatur-Archiv“, lautete das „Motto“ über dem differenzierten Programm. Mit interessierten Vertretern der lokalen Presse traf man sich am 21. Oktober im Butz-Haus und besichtigte die kultivierten Räume, den reichen Bücherbestand und die wertvollen Kunstsammlungen.

Wiecherts vollständiges Werk in Einzelausgaben und in zwei Gesamtausgaben lädt zum Lesen ein. Feuerfeste Stahlschränke enthalten unersetzliche Dokumente und –

die IEWG ist international – bereits einen Nachlass aus Frankreich.

Eine große Gesprächsrunde tauschte sich im Butz-Haus über Wiecherts aktuelle Bedeutung aus. Die lokale Presse berichtete ausführlich darüber. Die Wiechert-Freunde besichtigten am 22. Oktober das Psychiatriemuseum Zwiefalten und die Gedenkstätte für die Opfer der Euthanasie. Auch dieser Gang war dem Dichter geschuldet, der seine Stimme gegen die Unmenschlichkeit des NS-Regimes erhoben hat. „Ernst Wiechert und die Musik“ – Zwiefalten bietet ein reiches Musikleben. Margarete Geyer (IEWG) hatte ein bewegendes Festkonzert zusammengestellt. Sie trug, begleitet von der Pianistin Liliana Roth, Lieder von Franz Schubert vor, Texte von Ernst Wiechert las Heide Hensel.

Zwiefalten liegt in einer Kultur- und Literaturlandschaft, die viele Verbindungen von Ernst Wiechert zu seinen Dichterkollegen anbietet. Eduard Mörike und Johann Peter Hebel, Ernst Jünger und Hermann Hesse „warten“ darauf, Schiller und Hölderlin auch, und ein Ausflug zum nahen Bodensee führt zum Grab von Anette von Droste-Hülshoff.

Bärbel Beutner (KK)

„Wir sahen seine Herrlichkeit“

Hans von Lehndorff suchte zu begreifen, was Gott von ihm fordert

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Frau Margarethe starb der ostpreußische Arzt und Schriftsteller Hans Graf von Lehndorff am 4. September 1987 in Bad Godesberg. Die Zeitungsanzeige trägt ein letztes Bekenntnis dieses begnadeten Christen, den Lehrtext der Herrnhuter Brüdergemeine für den Todestag: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“ (Phil. 1,21)

Seit Graf Lehndorff in seinen Insterburger Jahren zur Bekennenden Kirche gefunden

hatte, waren die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine für ihn zum täglichen Brot geworden. Er empfing es dankbar aus Gottes Hand, auch in den dunklen Zeiten der NS-Diktatur, des Krieges und der Sowjet-Herrschaft in Königsberg.

Das Geheimnis der Existenz dieses großartigen Menschen war sein christlicher Glaube. Sein Handeln und sein Schreiben waren Zeugnisse dieses Glaubens. Von ihnen ging Trost aus. Vielen Menschen zeigte er den Weg für eine christliche Existenz



*Zeugen und bezeugen, ohne Zorn und Hass:
Hans von Lehnendorff*

Bilder. der Autor

heute. Graf Lehnendorff wurde zum Zeugen (griechisch martyrion, Märtyrer) für eine Zeit, in der die Pforten der Hölle und des Todes offenstanden. Er aber konnte sagen: „Wir sahen seine Herrlichkeit“ (Joh. 1,14), und er wählte dieses Wort zum Motto für das „Ostpreußische Tagebuch“, in dem es um Schrecken und Leiden geht, für die es eigentlich keine Worte gibt.

Der 1910 bei Torgau an der Elbe geborene Graf Lehnendorff war nach Jura- und Medizinstudium seit 1936 zunächst Krankenhausarzt in Berlin und später Chirurg am Kreiskrankenhaus in Insterburg. Hier blieb er, bis die Kriegsereignisse ihn mit seinen Mitarbeitern und Kranken nach Königsberg verschlugen, wo er die Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die Sowjets erlebte. Bis zum Abtransport in den Westen im Frühjahr 1947 wirkte der Arzt Lehnendorff unter den verbliebenen Deutschen und erfuhr

Not, Elend und Tod vieler Tausender seiner Landsleute. Diese Zeit hat er in seinem „Ostpreußischen Tagebuch“ festgehalten. Er schrieb dieses bewegende Dokument bald nach seiner Ankunft im Westen, hielt es aber noch zwölf Jahre zurück, um Abstand zu gewinnen. Dann erschien es zunächst mit geringer Auflage als Beiheft zu einer Veröffentlichung der Bundeszentrale für Heimatdienst: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa (1960).

Erst ein Jahr später erschien es unter dem Titel „Ostpreußisches Tagebuch“ auch im Buchhandel und wurde einige hunderttausendmal verkauft. Es ist das bekannteste Werk Lehnendorffs geworden, eine Chronik der ostpreußischen Passion, ein Buch voller Leiden und Grauen, aber auch voller Schönheit und Glaubenstiefe und darum auch voller Trost für viele, die diese schreckensvollen Jahre an Leib und Seele selbst erdulden mussten. Graf Lehnendorff hat mit diesem Buch der verstummten Qual sprachlichen Ausdruck verliehen, dem vergangenen Leiden die Zunge gelöst, das Entsetzen in eine Ordnung gebannt – ohne Gefühle von Zorn und Hass! Für ihn ist die Rückschau ein Blick auf Gottes Weg mit den Menschen in seiner Geschichte: „Wir sahen seine Herrlichkeit!“ Was manchen vielleicht wie zynischer Frevel anmutet, wurde für viele zum Trost und damit zum Anfang eines Weges aus einer ausweglosen Trauer um geliebte Menschen und den Verlust der Heimat.

In seiner Insterburger Zeit als Arzt war Hans Graf von Lehnendorff 1942 zu einem Männerkreis der Bekennenden Kirche gestoßen, der schon bald in Konflikt geriet mit der von den Deutschen Christen beherrschten Amtskirche, speziell dem Konsistorium in Königsberg. Man konnte sich behaupten, denn mit dem Kriegsende und der Besetzung durch die Rote Armee verblieben in Ostpreußen weder die nationalsozialistischen staatlichen Strukturen noch die

Amtskirche der Deutschen Christen. Wer konnte, war geflohen. Einzig die Strukturen der Bekennenden Kirche überlebten im Dienst an den Gemeinden und allen, die zu Tausenden in Not geraten waren.

Lehndorff war sich der Situation und all dessen, was auf ihn zukommen würde, durchaus bewusst. Sein Vetter Heinrich von Lehndorff hatte ihn noch kurz vor dem Attentat des 20. Juli 1944 eingeweiht und ihm das Versprechen abgenommen, dass er gegebenenfalls eine Aufgabe übernehmen würde. „Und es fügte sich so, daß ich ihm meine Zusage gab.“ Nach dem misslungenen Anschlag wurde Heinrich ermordet, ohne dass irgendein Verdacht auf Hans fiel. „Und während alle, die irgendwie mit den Attentatsplänen in Beziehung gebracht werden konnten, dem gnadenlosesten aller Richter überantwortet wurden, fiel auf mich nicht einmal der Verdacht der Mitwisserschaft – ein Vorzug, der mir damals im höchsten Grade beschämend erschien. Die folgenden Monate waren die qualvollsten, die ich in meinem bisherigen Leben durchgemacht habe.“ So bekennt es Lehndorff in den „Insterburger Jahren“.

Noch vor der Eroberung Königsbergs tut Lehndorff Dienst in einem Feldlazarett, wo er buchstäblich bis zum Umfallen am Operationstisch steht. „Was gehen einem hier alles für Menschen durch die Hände!

Und was für furchtbare Verwundungen! Das ‚Recht auf Gesundheit‘ ist vollständig zur Gnade geworden. ...Was das chirurgische Handeln im ganzen betrifft, so bietet sich täglich und stündlich Gelegenheit, zu erschrecken über das Maß an Verantwortung, welches einem auferlegt wird, und noch mehr über die Plötzlichkeit, mit der man schwerwiegende Entscheidungen zu fällen sich hat gewöhnen müssen. ... Es kommt vor, daß ich hintereinander zehn Beine amputiere, die ich bis dahin erhalten zu können hoffte. ... ohne den Glauben an die Vergebung wüßte ich nicht, wie ich das alles überhaupt bestehen sollte. Die Leute sterben wie die Fliegen.“

In der Woche nach Ostern wird von der Roten Armee der Endkampf um Königsberg eingeleitet. Pausenlose Fliegerangriffe setzen der Stadt zu. „Mehrere Hundert sind immer gleichzeitig in der Luft, werfen Bomben schweren Kalibers und schießen aus allen Rohren in die Straßen hinunter. ... Wir leben ein glühendes Leben in diesen Tagen. Alle Gedanken kreisen um den einen unvergänglichen Mittelpunkt. Und aus dem Glauben ist schon fast ein Schauen geworden.“

Als dann nach dem 9. April 1945 die Russen in der Stadt sind, übertrifft das Inferno alles Vorstellbare: Vergewaltigungen aller Frauen und Krankenschwestern, sinnlose Zer-



Die „Insterburger Jahre“ liegen weit zurück, auch das Lehndorffsche Anwesen, Zeugnis jener Zeit, hat die Zeit nicht unbeschadet überstanden

störungen von Lebensmittelvorräten und des Krankenhausinventars – das absolute Chaos. „Ich schleiche wie im Traum durch unsere Keller und suche zu begreifen, was Gott hier von mir fordert.“

Durch einen Mittelsmann hat Lehndorff erfahren, dass vor Ablauf von sechs bis acht Tagen mit irgendeiner Ordnung nicht zu rechnen sei, Die Stadt sei den Soldaten zur Plünderung freigegeben worden. Zwar hatte er vermutet, dass ein wildes, rachsüchtiges Volk über alle hereinbrechen und alles vernichten würde, dass man gar nicht zum Nachdenken kommen würde. Nun aber geht der Zermürbungsprozess weiter. „Die endgültige Entscheidung über uns ist ausgeblieben. Ich bin so ausgelöscht, daß ich nicht einmal mehr beten kann.“

Gleichzeitig erwacht in ihm zu seinem eigenen Entsetzen eine Art kalter Neugier. „Was ist das eigentlich, so frage ich mich, was wir hier erleben? Hat das noch etwas mit natürlicher Wildheit zu tun oder mit Rache?“ Er beobachtet, wie halbwüchsige Jugendliche sich wie Wölfe auf Frauen stürzen, offenbar ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen geschieht. „Das hat nichts mit Rußland zu tun, nichts mit einem bestimmten Volk oder einer Rasse – das ist der Mensch ohne Gott, die Fratze des Menschen. Sonst könnte mich dies alles nicht so peinlich berühren – wie eigene Schuld.“

Am 12. April wird er von mehreren bewaffneten Russen auf der Straße verhaftet und zu einem der Propagandamärsche gezwungen. „In dem Augenblick fällt mir ein schwerer Stein vom Herzen. Ich bin gefangen – frei. ... Das zweite Leben hat begonnen. Laut pfeifend ziehe ich meines Weges am Schluß des Zuges. Man sieht sich mißbilligend nach mir um. Nein, ich kann jetzt beim besten Willen nicht traurig sein. Das Leben ist so ungeheuerlich. Es wäre schade, wenn man sich die Freude daran entgehen ließe. Und mein Gebet geht um nichts anderes mehr als um ein Fünkchen Humor und um ein offenes Auge

für alles, was noch kommen mag.“ Bis Mitte Juni sitzt er mit zweitausend Männern im berüchtigten Lager Rothenstein im Nordosten von Königsberg. „Nicht selten bricht einer vor Schwäche zusammen. Ein Leben gelebt zu haben, um hier an dieser Stelle zu verrecken, buchstäblich in der Scheiße! Unwillkürlich kommt mir dabei ein Lied in den Sinn: ‚Bis hierher hat mich Gott gebracht –.‘ Oder ist das eine Lästerung? Aber wer hat es denn sonst getan? Nein, wem Er bis hierher beigestanden hat, dem muss Er auch weiterhelfen.“

In den Räumen der Frauen atmet Lehndorff irgendwie auf. „Ihr Verhalten ist viel verständnisvoller, zweckmäßiger als das der Männer. ... Sie geben nicht so schnell auf wie die Männer. Als ich mich verabschiede, gibt die Schwester ein Zeichen, und die ganze Zelle singt ein frohes Lied. Es ist immer wieder erstaunlich, was der Mensch vermag. Und wo innere Ordnung ist, da findet auch die Hilfe von außen einen Ansatzpunkt. Hier ist das wenige, das wir tun können, nicht umsonst.“

Zu Pfingsten 1945 gelingt es, einen Gottesdienst im sonnendurchfluteten Operationssaal zu organisieren. Goldregen schmückt den Altartisch, sogar ein Kreuzifix hat man gefunden. Etwa hundert Menschen drängen sich in den Raum. Lieder wurden auf Zettel geschrieben und verteilt. „Für eine Stunde ist alle Erdenlast aufgehoben. Danach, als sich der Raum leert, sehe ich zufällig den Kommandanten draußen aus der Nähe unserer Fenster wegschleichen. Ob er wohl die ganze Zeit dort gestanden hat? Was für ein armes Volk, diese Sieger!“

Lehndorffs Schlüssel für alles, was er erlebt, ist sein Glaube. Hass kann gar nicht aufkommen. Die sachliche Unmittelbarkeit und Drastik der Schilderung macht betroffen – auch heute noch – und beteiligt den Leser an dem Wissen, „daß es keinen Ort gibt, an dem der Christ nicht Anteil hat an der Herrlichkeit, die in allem nur so lange verborgen ist, als die Augen zu stumpf

sind, um sie wahrzunehmen!“ So hat es der katholische Publizist Erich Kock in einer Sendung über das „Ostpreußische Tagebuch“ treffend formuliert.

Gewachsen war dieser alle Schrecknisse und Grausamkeiten überragende Glaube in Insterburg. Graf Lehndorff hat diese Zeit in „Die Insterburger Jahre. Mein Weg zur Bekennenden Kirche“, seinem wohl wichtigsten Buch (1969), geschildert. Er lernte in diesen Jahren, „daß der Glaube nicht dazu da ist, das Leben zu verbrämen, sondern daß er es zu Zeiten überhaupt erst möglich macht“. Er nennt seine Zeit eine „Zeit des Unheils“, eine „vom Terror einer totalitären Macht beherrschte Zeit“, eine „furchtbare Zeit“. Aber im Gespräch und Gebet mit Freunden, im Gottesdienst und beim Abendmahl, in der täglichen Lesung der Bibel und der Losungen kommt er zu der Überzeugung: „Es gab für mich keinen Zweifel daran, daß, was auch immer mit mir geschah, Gott seine Hand im Spiel hatte.“ Die theologische Beschäftigung mit dem Attentat auf den Diktator bringt Lehndorff die letzte innere Festigkeit, von der das „Ostpreußische Tagebuch“ Zeugnis gibt. Hier erreicht er den Grad christlicher Reife, der ihn die Geborgenheit in Gottes Trost finden lässt, was immer auch geschieht.

Graf Lehndorff hat nach dieser entscheidenden Phase seines Lebens nicht aufgehört, Zeugnis für sein Christsein abzulegen. Nach seiner Ankunft im Westen arbeitete er zunächst in den neubegründeten Evangelischen Akademien mit. Nach 1949 war er wieder als Arzt tätig. Von 1954 bis 1974 leitete er als Chefarzt das Viktoria-Hospital in Bad Godesberg und stand seit 1970 zusätzlich im Dienst der Telefonseelsorge in Bonn und der Hilfe für Drogenabhängige in Köln. Gerade den Menschen in besonders schweren Nöten galt seine Zuwendung. 1977 erschien sein Buch „Humanität im

Krankenhaus“, in dem er seine ärztliche Ethik niederlegte.

Ausdruck der inneren Verbindung seines ärztlichen Wirkens mit dem christlichen Glauben war auch seine Mitgliedschaft im evangelischen Johanniterorden, dessen Kommendator er über drei Jahrzehnte war. In dem Nachruf des Ordens vom 11. September 1987 findet sich folgender Absatz: „Wie Hiob hat Hans Lehndorff alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmessen: den Verlust der Heimat, den Tod von drei Brüdern und der Mutter an der Front und auf der Flucht sowie die Ermordung des Veters durch die Machthaber des Dritten Reiches. Er hat Freunde, Kollegen und ihm Anvertraute unter schrecklichen Umständen sterben sehen. Als einziger Lehndorff seiner Generation überlebte er die Katastrophe seines Vaterlandes. Aber mit Hiob konnte er auch sagen ‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,

„Und mein Gebet geht um nichts anderes mehr als um ein Fünkchen Humor und ein offenes Auge für alles, was kommen mag.“

und er wird mich hernach aus der Erde aufwecken‘ – wie Luther übersetzte. Und er hat dann den Neubeginn durch Gottes Gnade erlebt: die Familiengründung, Frau und Söhne, die ihn bis zuletzt mit unendlicher Liebe durch die schwersten Zeiten begleitet und getragen, ja sich in diesem Dienst verzehrt haben.“

Bevor die schwere Krankheit ihn befiel, hat Graf Lehndorff seinen Lebensabend noch genutzt, um den genannten Büchern zwei weitere hinzuzufügen. 1980 erschienen seine Jugenderinnerungen unter dem Titel „Menschen, Pferde, weites Land“, und 1983 folgte schließlich noch ein kleiner Band mit Betrachtungen unter dem schönen Titel „Lebensdank“. So runden sich Leben und Werk dieser Persönlichkeit, deren gelebter Glaube zum Vermächtnis geworden ist. Dem Betrachter dieses Lebens bleibt nur die Haltung ehrfurchtsvoller Scheu und tiefer Dankbarkeit.

Klaus Weigelt (KK)

Reformation hat man nie ausgelernt

„Bönhasen, Störer und arme Prediger“ sowie „Mehr als Luther“ zeigt das Westpreußische Landesmuseum Warendorf

Am 31. Oktober 2017 jährte sich bekanntlich zum 500. Mal die Veröffentlichung der 95 Thesen, die Martin Luther, der Überlieferung nach, an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg schlug. Mit der eigenen Sonderschau „Bönhasen, Störer und arme Prediger – die städtische Reformation in Westpreußen“ erinnert das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf an die Entwicklung der Reformation vor allem in den großen westpreußischen Städten Danzig, Elbing und Thorn. Daneben wird aber auch die Situation in Kleinstädten berücksichtigt, wobei erstmals neueste Forschungsergebnisse der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

In einer Tafelausstellung wird die Entwicklung des reformatorischen Wandels im „Preußen königlich polnischen Anteils“, dem späteren Westpreußen, dargestellt. Die von Dr. Martin Steinkühler konzipierte

und kuratierte Schau beleuchtet den reformatorischen Wandel, der in verschiedenen Landstrichen unterschiedlich verlief.

Im Königlichen Preußen, dem späteren Westpreußen, kam es am Beginn des 16. Jahrhunderts zu zahlreichen Konflikten. Insbesondere in den größeren Städten entzündeten sich diese an gesellschaftlichen Missständen. Zeitgleich entstand eine Opposition gegen die kritikwürdigen kirchlichen Zustände. Ein Schwerpunkt der Präsentation beschäftigt sich mit politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aspekten jener Zeit. Dabei finden neben Bettelmönchen auch Bönhasen ihren Platz. Das sind Handwerker, die in keiner Zunft organisiert waren und somit kein Geschäft betreiben durften. Sie flüchteten bei Gefahr vor Entdeckung über die Dächer.

Der Protest der unteren Schichten gegen die herrschenden Patrizierfamilien wuchs ebenso wie die Unzufriedenheit breiter Bevölkerungsschichten mit den katholischen Pfarrern. Erwähnung finden Würdenträger, die ihre Gemeinden vernachlässigten und sie stattdessen von schlecht bezahlten Predigern betreuen ließen. Es folgte eine weitgehende Abkehr von der römisch-katholischen Kirche.

Die zweite Sonderausstellung, die im Westpreußischen Landesmuseum zu besichtigen ist, trägt den Titel „Reformation im östlichen Europa – Polen-Litauen und Preußenland“. Die deutsch-polnische Präsentation wurde vom Deutschen Kulturforum östliches Europa entwickelt. Die 15 reich bebilderten Banner sind Teil des großangelegten Ausstellungsprojektes im Rahmen des Jahresthemas „Mehr als Luther. Reformation im östlichen Europa“.

In der Ausstellung werden historische Daten und Fakten vermittelt, die darauf



*War damals etwa alles Gold, was glänzte?
Danziger Abendmahlskrug*

Bild: Museum

verweisen, dass in den früheren Ordensgebieten das Luthertum erst 1559 anerkannt wurde. Die reformierte (calvinistische) Glaubensrichtung hatte ihre Anhänger vor allem in Klempoln und in Litauen. In der sogenannten Konföderation von Warschau wurden 1573 allen konfessionellen „Dissidenten“ die gleichen Rechte zugestanden, die die Katholiken besaßen. Polen-Litauen bot religiöse Freiheit und wurde zum Zufluchtsland.

Im 17. Jahrhundert verschwanden die Reformierten nach Kriegswirren weitgehend. Die Lutheraner erhielten trotz Dezimierung Zuzug von deutschen Glaubensflüchtlingen aus Schlesien, die Böhmisches Brüder hingegen aus den böhmischen Ländern. Die Verfolgung der Evangelischen gipfelte

im Kirchenbauverbot von 1717 und dem Blutgericht von Thorn 1724 und schließlich in einem Bürgerkrieg ab 1768.

Es gab und gibt auch über die aktuelle Präsentation hinweg Kooperationen mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa. So etwa vermittelt das Kulturforum Ausstellungen des WLM, wie z. B. „Fotografiert um die Jahrhundertwende. Hermann Ventzke (1847–1936) unterwegs mit der Plattenkamera“, umgekehrt werden Projekte des Kulturforums in Warendorf gezeigt. Darüber hinaus präsentiert die Institution verschiedene Publikationen des WLM auf Buchmessen und weist auf der eigenen Homepage unter anderem auf Leihausstellungen des Hauses hin.

D. G. (KK)

Schlesisch-rheinisch

In Heisterbacherrott wird Identität durchdekliniert

Die zweisprachige Sonderausstellung des Dokumentations- und Informationszentrums für schlesische Landeskunde in Königswinter-Heisterbacherrott mit dem Titel „Typisch schlesisch!? Regionalbewusstsein und schlesische Identitäten“ wird von mehreren thematischen Veranstaltungen begleitet. In Kooperation mit der VHS Siebengebirge richtete Haus Schlesien die Tagung „Regionale Identitäten – Ursache und Wirkung“ aus. Am Programm der Veranstaltung beteiligten sich auch das Siebengebirgsmuseum, der Bund Heimat und Umwelt e. V., die Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus, der Heimat- und Geschichtsverein Beuel am Rhein e. V. sowie das Studienhaus für Keltische Sprachen und Kulturen.

Die Identifikation mit einer Region hängt von vielen Faktoren ab, von weit mehr als der Tatsache, dass man in dieser Region lebt und arbeitet. Sie ist in starkem Maße

auch dadurch geprägt, welche Gefühle, Erinnerungen und Erlebnisse man mit ihr verknüpft. Als identitätsstiftend für ein Gefühl regionaler Zugehörigkeit werden in der Regel Merkmale wie Landschaft, Sprache, Geschichte und Kultur wahrgenommen. Doch wann und warum identifizieren sich Menschen mit ihrem räumlichen Umfeld, was macht regionale Identität aus und welche Bedeutung hat sie für die Entwicklung der Region sowie für die Menschen, die dort leben? Die Tagungsteilnehmer erhielten von Wissenschaftlern und Volkskundlern am Beispiel Schlesiens und des Rheinlandes Antworten auf den Fragenkomplex zum Thema „Heimatgefühle in Zeiten von Globalisierung“.

Das Entstehen und die Erscheinungsformen regionaler Identität wurden in mehreren Vorträgen beleuchtet. Dr. Arndt Wigger vom Studienhaus für Keltische Sprachen & Kulturen referierte über



Wer richtig sucht, findet etwas von und für sich in allem und jedem, und etwas davon bietet auch die Ausstellung „Typisch schlesisch!“ im Haus Schlesien

Bild: Dieter Göllner

„Sprache, Gemeinschaft und Identität“, Dr. Inge Gotzmann vom Bund Heimat und Umwelt in Deutschland informierte zum Thema „Regionale Identität – entdecken, gestalten, vermitteln.“ Elmar Scheuren vom Siebengebirgsmuseum Königswinter bot den Beitrag „Deutschland, Frankreich und der Rhein – Bemerkungen zu einer verunglückten Identitätssuche.“ Claudia Waibel von der Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-

Haus in Rhöndorf-Bad Honnef sprach über den „rheinischen“ Bundeskanzler „Konrad Adenauer – Prägungen, Heimat, Identität“. Inke Kuster vom Heimat- und Geschichtsverein Beuel machte sich unter dem Titel „Erst geht es zum Brünchen und dann auf Pützchen“ Gedanken zu einem Erinnerungsort.

Den schlesischen Part übernahm das Gastgeberhaus. Silke Findeisen, Kuratorin der Sonderschau „Typisch schlesisch!“, führte die Tagungsteilnehmer durch die Ausstellung und gewährte abschließend auch Einblicke in die Entstehung und Entwicklung der Begegnungsstätte für Schlesier im Westen Deutschlands: „Hort schlesischer Identität im Rheinland – der Verein Haus Schlesien“. Beim humoristisch-musikalischen Abend mit kulinarischen Spezialitäten aus Schlesien und aus dem Rheinland begeisterte der Königswinterer Karnevalist „Hänschen“ Remig das Publikum mit seinen „Krätzchen“, während Ingeborg Lachmann „Kostproben“ in niederschlesischer Mundart vortrug.

(KK)

Im Zuge der Erinnerung

Das Schlesische Museum zu Görlitz setzt sein Ausstellungsthema „Achtung Zug!“ unter Dampf

Die aktuelle Ausstellung „Achtung Zug! 175 Jahre Eisenbahn in Schlesien“ (bis 2. 9. 2018) ist Anlass dafür, dass im Schlesischen Museum zu Görlitz das Thema „Eisenbahn“ im Fokus steht und aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird. So ist die Fotodokumentation zur Bobertalbahn (bis 14. 1. 2018) eine erste ausstellungsbegleitende Sonderpräsentation.

Unter dem Titel „Die Bobertalbahn – Mit der Eisenbahn von Hirschberg nach Löwenberg“ werden 32 historische Fotografien aus dem Bestand des Muzeum Karkonos-

kie w Jeleniej Górze / Riesengebirgsmuseum Hirschberg gezeigt. Sie dokumentieren den Bau der Eisenbahnstrecke, die am 28. September 1909 in Betrieb genommen wurde. Ihre langwierige Entstehung ist eng mit dem Bau der Bobertalsperre verbunden. Die eindrucksvollen Aufnahmen verdeutlichen den Fortschritt des Vorhabens und die Herausforderungen für Mensch und Maschine.

In Kürze erscheint eine reich bebilderte Broschüre, die mit den wichtigsten Texten, Dokumenten und Fotos einen Rundgang

durch die Ausstellung „Achtung Zug!“ bietet. Ende November dieses Jahres wird die Broschüre zur Fotoausstellung erhältlich sein. Zu den Sonderpräsentationen im nächsten Jahr gehört zum einen im Januar und Februar eine Schau mit Waggonschildern aus der Sammlung des Muzeum Regionalne w Lubaniu / Regionalmuseums Lauban. Zum anderen wird im Mai eine Modellanlage der Zackenbahn von Hirschberg nach Grünthal/Polaun des Vereins Schlesische Gebirgsbahnen, Dresden, zu sehen sein – mit Fahrbetrieb an den Wochenenden.

Ein besonderes Souvenir, das sich auf die Entwicklung des Lokomotivbaus in Schlesien bezieht, ist eine Glasmedaille, die das Schlesische Museum eigens in der traditionsreichen Huta Julia in Petersdorf/Piechowice herstellen ließ. Die Medaille zeigt die erste 1-A-1 Personenzuglokomotive, die 1860 in Schlesien gebaut wurde. Die von der Maschinenbauanstalt G. H. von Ruffer in Breslau hergestellte Lok fuhr ab 1861 für die Oberschlesische Eisenbahngesellschaft. In der Huta Julia, selbst an der Zackenbahn von Hirschberg/Jelenia Góra nach Polaun (heute Kozenov/CZ) gelegen, wurde eine Ansicht dieser Lok



Bild: Museum

durch Sandstrahlen auf eine mundgeblasene Glasscheibe mit einem Durchmesser von 6,2 cm aufgebracht.

Attraktiv ist auch der Adventskalender des Museums mit 24 Motiven aus der Welt der Eisenbahntechnik. Die Fotografien wurden im Industrie- und Eisenbahnmuseum in Königszelt/Jaworzyna Slaska aufgenommen. Mit Blick auf das nächste Jahr hat das SMG einen Kalender mit Aufnahmen des Architekturmodells der Görlitzer Bahnhofsanlage (Stand 1917) herausgegeben. Auf zwölf Fotografien von René E. Pech sind die Bahnsteighalle, das Empfangsgebäude, der Neiße-Viadukt sowie andere Gebäude und Details zu sehen.

D. G. (KK)

Der **Adalbert Stifter Verein** vergibt in Zusammenarbeit mit Kulturlimende München und der Stifter-Gedenkstätte Oberplan, gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Bayerische Staatskanzlei, im Jahr 2018 zwei weitere **Aufenthaltsstipendien** von jeweils vier Wochen im Geburtsort Adalbert Stifters in **Oberplan/Horní Planá**, Südböhmen. Das erste Stipendium ist für Mai 2018 vorgesehen, das zweite für Juni 2018.

Die Stipendiaten wohnen in einem Appartement im Geburtsort Adalbert Stifters und haben die Möglichkeit, sich vier Wochen lang vom Genius loci inspirieren zu lassen und zu schreiben. Gegenleistung: eine öffentliche Lesung in Südböhmen und ein Beitrag (Erzählung, Gedichte,

Tagebuchnotizen) für einen Sammelband, der im Herbst 2018 mit Texten aller Stipendiaten erscheinen soll. Jeder Stipendiat erhält ein Honorar von 1000 Euro sowie Reisekosten und Verpflegungsgeld.

Bewerben können sich (gern auch jüngere) Autorinnen und Autoren, die ihren Wohnsitz in Bayern haben oder längere Zeit in Bayern gelebt haben. Erforderliche Unterlagen: Lebenslauf, Publikationsliste, Arbeitsprobe (4–5 Seiten Prosa bzw. 4–5 Gedichte) sowie eine Schilderung des Arbeitsvorhabens fürs Stipendium. Einsendung per Post oder Mail bis spätestens 31. Dezember 2017 an Dr. Peter Becher, Adalbert Stifter Verein, Hochstraße 8, 81669 München, becher@stifterverein.de. (KK)

Phantomschmerz ist kein Phantom

Lothar Schlegel: Menschen in zerbrechenden Welten. Fundamentalpastorale und historische Analysen zur Arbeit mit Vertriebenen aus dem Ermland nach 1945. In: Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert. Band 29, LITverlag, Münster 2017, 214 S., 34,90 Euro

„Was die katholische Seelsorge durch die kirchlich bestellten Visitatoren für die Heimatvertriebenen aus dem Ermland (und darüber hinaus) nach der Vertreibung 1945 gelitten, erstritten und geleistet“ habe, sei durch eine Entscheidung der Deutschen Bischofskonferenz 2016 beendet worden, schreibt verbittert der einstige Vertriebenenbischof Gerhard Pieschl (Limburg) im Vorwort zum Buch des ehemaligen Visitators Ermland, Danzig und Schneidemühl, Lothar Schlegel.

Die Menschen in zerbrechenden Welten sind die 14 Millionen deutschen Heimatvertriebenen und die Flüchtlinge von heute. Ihre Situation und die ihrer Nachkommen, der „Kriegsenkel“, analysiert der Autor aus sozialer, theologischer, philosophischer, psychologischer und medizinischer Sicht. Denn gezeigter Leistungswille kann die seelischen Verletzungen verbergen. Schlegel fragt sich, ob die Deutsche Bischofskonferenz das bei ihrer Entscheidung von 2011 wohl ganz verstanden hat.

Sein Buch ist in vier Teile mit jeweils vielen kurzen Kapiteln und Fußnoten sowie jeweiligem Resümee gegliedert: Flucht – Vertreibung – Migration – Verhalten der Kirche; Historisches Geschehen in interdisziplinärer Perspektive; Diakonische Pastoral – alternative Konzepte – Gebot der Liebe – kategoriale Seelsorge; Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge. In allem

spürt man den Beruf des Autors: Priester und Pädagoge. Er wiederholt und variiert in seinem Text mehrfach, was der Münsteraner Universitätsprofessor Udo Fr. Schmälzle einleitend festhält: „Wenn immer deutlicher wird, dass Religion und Konfession nach 1945 ein entscheidender Faktor für die Integration und Beheimatung von Vertriebenen war, dann dürfte der religiöse Faktor für die heutige Arbeit mit den Migrantinnen und Migranten noch viel wichtiger werden.“

Schlegel zitiert Johann Baptist Metz, der bereits 1974 vorausschauend darauf hinwies, dass das Kirchenvolk aus der Rolle des „Betreuungsobjekts in das aktive Kirchensubjekt“ geführt werden müsse und sich nur schwer mit Beschlüssen der verfassten Kirche identifizieren könne. Erwähnt wird auch der langjährige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Aloys Glück: „Man könnte den Eindruck gewinnen, dass in der Kirche reines Organisations- und Managementdenken dominant ist.“

Das verbindliche Thesenpapier des Vertriebenenbischofs Reinhard Hauke von 2011 zum Ende der Visitaturen bestätigt, so Schlegel, die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichen Ergebnissen zu den Traumata von Flucht und Vertreibung und den Anordnungen der deutschen Kirche zum Ende der Vertriebenen-seelsorge. Darin weiß er sich einig mit dem evangelischen Beauftragten für Fragen der Spätaussiedler und Heimatvertriebenen, Kirchenpräsident Helge Klassohn, der zur Ostdenkschrift von 1965 kritisch feststellte: „Viele schockierten und traumatisierten Heimatvertriebenen ... fühlten sich von der evangelischen Kirche mehr politisch gedrängt als seelsorglich verstanden.“ „Möglicherweise“, so Schlegel, „sind dabei die nach Deutschland gegenwärtig zuströmenden ‚Flüchtlingsströme‘ eine geeignete und längst fällige Gelegenheit, einen öffentlichen Diskurs zu führen, der auch Auswirkung zeigen kann auf zurückliegende Versäumnisse.“

Schlegel gibt aus seinen Erfahrungen mit den leidgeprüften Ermländern, Danzigern und Schneidemühlern konkrete Impulse für die Seelsorge an Migranten, Heimatvertriebenen und heutigen auch muslimischen Flüchtlingen: empathisch-diakonale-caritative Pastoral, Schaffung einer religiösen Verwurzelung, Beachtung der Lebensumfelder, Ermöglichung des Zusammenhalts der Familien, Pflege der Gesprächskultur, sinnloses Leid verstehen, Traumata aus der Erinnerung entfernen, heilend beheimaten durch begleitende Seelsorge.

Prälat Dr. Lothar Schlegel treibt die Sorge um, dass durch Aufgabe der direkten Vertriebenen-seelsorge noch mehr Menschen Abschied von der Kirche nehmen und bei den muslimischen Flüchtlingen durch das Fehlen religiöser Beheimatung Radikalität wachsen könnte.

Norbert Matern (KK)

„Hier ist nichts unermeßlich“

Heinz Piontek: Poesiealbum 326. Auswahl von Gerhard C. Krischker, mit einer Grafik von Heinz Piontek. Märkischer Verlag, Wilhelmshorst 2016, 31 Seiten, 5 Euro

Neben dem Schriftsteller Wolfgang Koeppen hat der „Spiegel“ im Jahr 1979 Heinz Piontek (1925–2003) als den mit den meisten Literaturpreisen ausgezeichneten Schriftsteller der Bundesrepublik ermittelt.

Kindheit und Jugend hatte der im schlesischen Kreuzburg geborene Heinz Piontek in Oberschlesien verbracht. Bilder seiner Herkunft aus einer Bauernfamilie finden sich wie ein Grundton in seinem beachtlichen literarischen Werk. Zudem hatten Krieg und Vertreibung Piontek in einer besonderen Weise sensibilisiert, über Zustände wie existenzielle Vergeblichkeit und Verlorenheit, aber auch die Schönheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen nachzudenken.

Nach seinem Debüt mit dem Lyrikband „Die Furt“ (1952) legte er in rascher Folge weitere eigenständige Veröffentlichungen vor. Heinz Piontek überzeugte als souveräner Meister der Sprachformung, der den Reim ebenso

beherrschte wie die in den späteren Jahren zunehmende Öffnung des Versmaßes.

Das Gedicht „Die Landmesser“ beschreibt den nüchternen Vorgang einer trigonometrischen Vermessung und konfrontiert dabei mathematische Exaktheit mit menschlichen Empfindungen der tätigen Männer. Exemplarisch zeigt sich Pionteks Verfahren in den beiden letzten Strophen: „Und alle tragen Filze, schwarze Loden, / an ihren Stiefeln haftet Tau und Staub. / Sie senken tief das Steinmal in den Boden / und schmecken an den Zähnen warmes Laub. // Und rechnen gut. Die Pläne sind genau. / Die Meßgeräte richten sich verlässlich. / Und weitet sich die Ferne zart ins Blau: / Den Zirkel her! Hier ist nichts unermeßlich.“

Die beiden bayerischen Städte Lauingen und Dillingen, in welchen er nach seiner amerikanischen Kriegsgefangenschaft lebte, beeindruckten ihn in ihrer Nähe zur Donau. Obwohl sich Piontek 1961 in München niedergelassen hatte, fühlte er sich den Donaustädten, wo er nach dem Krieg sein Abitur nachholen konnte, zeitlebens verbunden. Heute ehrt in Lauingen ein kleines Heinz-Piontek-Museum das Gedenken an den Schriftsteller.

Motive der Landschaft am großen Fluss hat er in seine Gedichte wie auch in die von ihm gemalten Bilder aufgenommen. Piontek hat im Laufe der Jahrzehnte nicht nur Romane, Erzählungen, Essays, Aufzeichnungen und Reisebilder geschrieben, er war auch ein begabter Maler und Zeichner. Zudem hat er Hörspiele vorgelegt und sich als Übersetzer bewährt. Heinz Piontek war ein Unangepasster im besten Sinne. Seine Lebenserfahrung wie auch sein künstlerisches Temperament hatten ihn sich jeglicher Vereinnahmung widersetzen lassen. Den hierfür zu entrichtenden Preis, wechselnden Konjunkturen der Bekanntheit ausgesetzt zu sein, nahm Piontek in Kauf.

Im vorliegenden „Poesiealbum“ sind sieben der legendären „Parolen“ Heinz Pionteks abgedruckt, in welchen er oft in pointierter, zuweilen augenzwinkernden Weise vertrackte Zusammenhänge zum Ausdruck brachte: „Als die Hunde begriffen, niemand würde ihr altes Schalkgeheul für Gesang halten, streuten sie das Gerücht aus, Kunst sei für die Katz.“ Pionteks Blick galt dem scheinbar Selbstverständlichen, so farblos und alltäglich es auch sein sollte. Die Natur im weiteren Sinne, die Begegnung

mit Menschen und ihrer Welt der Freude, aber auch der Zwänge wecken unvorhergesehene Assoziationen.

Die in ansprechender Gestaltung erscheinende Reihe „Poesiealbum“ war 1967 vom DDR-Schriftsteller Bernd Jentzsch ins Leben gerufen worden und erscheint derzeit alle zwei Monate. Der niedrige Preis, die hervorragende Aufmachung sowie eine hohe Auflage hatten bereits seinerzeit für eine große Beliebtheit bei den Lesern gesorgt. Es ist dem Märkischen Verlag in Wilhelmshorst zu danken, dass er in seinen rührend betreuten Folgen des „Poesiealbums“ auf das verblüffend zeitlose Werk von Heinz Piontek aufmerksam gemacht hat.

Volker Strebels (KK)

Bilder(an)sturm

In Regensburg wird umgehängt

Zwar dauert die Sanierung und Umgestaltung des Kunstforums Ostdeutsche Galerie noch einige Zeit, ein paar Bauabschnitte stehen noch an. Dennoch gibt es Neuigkeiten: In Anlehnung an die markante Säuleninstallation der tschechischen Künstlerin Magdalena Jetelová wurde ein neues Logo entwickelt. Und seit dem 20. Oktober ist die neue Schausammlung zum Thema „Woher kommen wir, wohin gehen wir“ zu besichtigen, die – so Direktorin Dr. Agnes Tieze – für die nächsten Jahre Bestand haben wird.

Als „Visitenkarte der Direktorin“ bezeichnete Dr. Wolfgang Schörnig, der Vorsitzende des Stiftungsvorstands, die neue Schausammlung. Und er freute sich, dass zur Realisierung besonders die Sponsoren Sparkasse Regensburg, REWAG sowie der Verein der Freunde und Förderer des Kunstforums Ostdeutsche Galerie beigetragen haben. Franz-Xaver Lindl, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse Regensburg, Martin Gottschalk, Leiter der Unternehmenskommunikation der REWAG, und Dr. Wilhelm Weidinger, Fördervereinsvorsitzender, würdigten das Kunstform als „eine herausragende Institution für Kunst“ bzw. als „lebendiges, pulsierendes Museum“, in dem es nun auch „Neues zu sehen gibt – unzählige Bilder, die man noch nicht kannte“.

Die neue Schausammlung lädt unter ihrem Motto „Woher kommen wir, wohin gehen wir?“

zu einer kunstgeschichtlichen Reise ein: durch mehr als 200 Jahre Kunst und Geschichte und zugleich an verschiedene Orte: Stätten historischer Ereignisse, Städte des künstlerischen Austauschs wie Danzig, Königsberg, Prag oder Breslau, die Künstler inspirierende Reiseziele, aber auch imaginäre Orte ihrer inneren Welt. Zur Präsentation gehört auch der Dialog zwischen Kunstwerken – sei es über Stile oder auch über geografische und politische Grenzen hinweg. So werden in der Schausammlung 130 Gemälde, die Werke zahlreicher Künstler – unter anderem Max Klinger, Käthe Kollwitz, Max Pechstein, Oskar Kokoschka oder Anselm Kiefer – zusammengeführt.

Einige der Werke befanden sich bereits in der bisherigen Schausammlung, ein Teil war im Depot des Kunstforums. Ein paar Kunstwerke hat der Verein der Freunde und Förderer angekauft. Und natürlich finden sich auch Leihgaben anderer Museen oder von Privatpersonen in der Präsentation. Mit ein Spezifikum dieser Schausammlung sind vier doppelseitige Kunstwerke, also Gemälde des gleichen Künstlers auf der Vorder- und Rückseite.

Ihre ersten konzeptionellen Ideen zu dieser Schausammlung hatte Direktorin Tieze schon bei ihrem Amtsantritt vor fünf Jahren unter dem Aspekt „Entwicklung und Dialog“. Daraus entstand die jetzige Schausammlung, die einen Überblick über ca. 200 Jahre Kunst und Geschichte gibt, aber auch den Austausch und die gegenseitige Beeinflussung von Künstlern aufzeigt. Und der Auftrag der Galerie, die im vergangenen Jahr ihr 50-jähriges Bestehen gefeiert hat, kommt mit entsprechenden Kunstwerken ebenfalls zur Geltung.

Markus Bauer (KK)

Europa hat's schon mal gegeben

Tagung zur Bukowina in Bad Kissingen

In einer Seminarreihe der Bildungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen wird die Kultur und Geschichte von Regionen im östlichen Europa aufgegriffen. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf der deutschen Kultur und Geschichte, immer verstanden als gemeinsame Kultur- und Beziehungsgeschichte im Verhältnis zu ande-

ren sprachlichen, religiösen und ethnischen Gemeinschaften.

Die Bukowina, das Buchenland, ist eine relativ kleine historische Region (rund 10 000 km²), die von 1776 bis 1918 zur Habsburgermonarchie und in der Zwischenkriegszeit zu Rumänien gehörte. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie mehrfach besetzt und danach zwischen der Sowjetunion und Rumänien geteilt. Heute gehören Teile zur Ukraine und Teile zu Rumänien.

Gegenwärtig kann die Nord- und Südbukowina ungezwungen bereist werden und besitzt einen besonderen landschaftlichen Charme an den Ausläufern der Karpaten, auch wenn in der Nachbarschaft – in der Ostukraine – ein brutaler Krieg geführt wird. Es ist das Verdienst von Journalisten, Wissenschaftlern, Essayisten oder Dokumentarfilmern, diese Kulturlandschaft nach 1989 wiederentdeckt zu haben, die zwischenzeitlich nur als Mythos vom außerordentlich toleranten und friedlichen Zusammenleben der ethnischen und religiösen Gruppen bis in die Zwischenkriegszeit sowie einer versunkenen Kultur- und Literaturlandschaft überlebt hat. Die Bukowina und ihre Provinzhauptstadt Czernowitz sind vor allem durch Paul Celan, Rose Ausländer und die Buchenländer Dichterkreise der Zwischenkriegszeit zu herausragenden Orten deutscher Literatur geworden.

Die Tagung soll zur Verbreitung und Vertiefung von Kenntnissen über die deutsche Kulturgeschichte im östlichen Europa beitragen. Sie wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert.

Es konnten folgende Referenten gewonnen werden: Prof. Heinz und Marianne Acker, Heidelberg; Gregor von Rezzori – Maghrebinische Geschichten in Wort, Bild und Ton; Dr. Meinolf Arens, München: Einführung in die Geschichte Galiziens und der Bukowina unter besonderer Berücksichtigung der kleineren Bevölkerungsgruppen (Szekler, Armenier, Lipovener...); Dr. Ortfried Kotzian, Augsburg: Die Deutschen der Bukowina; PD Dr. Mariana Hausleitner, Berlin: Die „rumänische“ Zeit in der Bukowina; Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader, Genf: Czernowitzer Kindheitswelten. Gregor von Rezzori: „Blumen im Schnee“, und Ilana Shmueli: „Ein Kind aus guter Familie“; Katharina Haberkorn, Augsburg: RandSteine Europas. Materielle Spuren einer verlorenen und/oder wiederentdeckten Kulturlandschaft. Alfred Fassbind, Tenor und Nach-

lassverwalter, Zürich, sowie Carsten Eichenberger, Stuttgart, stellen den einst weltberühmten Tenor, Synagogensänger und Filmschauspieler Joseph Schmidt aus der Bukowina vor, der vor genau 75 Jahren als Flüchtling in der Schweiz gestorben ist (siehe auch KK 1385).

Anmeldungen spätestens bis zum 1. Dezember 2017 und Anfragen sind unter dem Stichwort: „Bukowina“ zu richten an: Der Heiligenhof/Akademie Mitteleuropa, Alte Euerdorfer Straße 1, 97688 Bad Kissingen, Fax: 0971/7147-47, hoertler@heiligenhof.de.

(KK)

Spurensuche auf Versfüßen

Lyrikpreis des IKGS

Der mit 1500 Euro dotierte Spiegelungen-Preis für Lyrik des Münchner Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) geht 2017 an den Dichter, Essayisten und Übersetzer Lothar Quinkenstein. Seine Gedichte erweisen ihn als lyrisch versierten, in der Tradition mittel- und ostmitteleuropäischer Literatur der letzten drei Jahrhunderte verwurzelten Spurensucher, der in Lektüren, Landschaften und Mitmenschen die Schmerzzeichen bis heute nicht vergangener Geschichte aufzuspüren weiß.

Der mit 750 Euro dotierte Spiegelungen-Publikumspreis für Lyrik geht 2017 an das Gedicht „Ufer“ von Kristiane Kondrat, für das sich eine deutliche Mehrheit der online abgegebenen Stimmen entschieden hat. In dem Text umspielt die Dichterin das vielschichtige Thema der Grenze und führt die existenzielle Unbehaustheit des Menschen vor Augen.

Den mit 3000 Euro dotierten Sonderpreis zum Spiegelungen-Preis für Lyrik erhält 2017 die rumänische Dichterin Nora Iuga. Die Redaktion der Zeitschrift „Spiegelungen“ würdigt damit ein literarisches und übersetzerisches Lebenswerk, das die Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts bereichert und zum innereuropäischen Kulturtransfer entscheidend beigetragen hat.

Die Preisverleihung findet am 6. Dezember im Lyrik Kabinett München statt. Informationen unter www.spiegelungen.net und www.ikgs.de.

Klaus Hübner (KK)

Von Verlorenwasser bis Wünschelburg

Monika Taubitz erinnert sich

Monika Taubitz, die schlesische Stimme der zeitgenössischen deutschen Literatur, feiert man am besten mit ihren eigenen Worten. Zu ihrem 80. Geburtstag drucken wir jene ab, die sie dem Verein Grafschaft Glatz zum Jubiläum geschrieben hat und in dem sie ihre Heimatverbundenheit poetisch so reflektiert, wie es auch seitens der polnischen Germanistik gewürdigt worden ist. Davon zeugen die Festschrift „Dem Land, das ihr sein Wort gab“ mit zehn Aufsätzen polnischer und dreien deutscher Akademiker sowie die Dissertation „Erinnern als Kunst und Pflicht – Zum literarischen und kulturpolitischen Wirken von Monika Taubitz“ der Breslauerin Justyna Kubocz, beide 2017 erschienen im Neisse Verlag Dresden.

Auf ein halbes Jahrhundert blickt die seit dem Jahr 1965 als eingetragener Verein bestehende Vereinigung der Grafschaft Glatzer Landsleute zurück und liefert damit einen bemerkenswerten Beweis beispielhafter Beständigkeit und Treue, der Anhänglichkeit und Liebe zu einem unvergessenen und kostbaren Stück Erde, das mit seinen alten Städten und Dörfern, seinen Bächen und Flüssen, seinen Wäldern und Feldern sowie seinen unter der Erde verborgenen Schätzen im Schutz eines umschließenden Gebirgskranzes ruht.

Ein Kleinod, das auf der großen Weltkarte längst vergessen wäre, gäbe es nicht die vielen von dort Vertriebenen, die in alle Winde Zerstreuten, die in den ersten Nachkriegsjahren nicht nur ihr gesamtes Hab und Gut verloren, das irgendwann in anderer Ausführung zu ersetzen war. Schwerer wog der Verlust eben dieses heimatlichen Landstrichs mit seiner speziellen Kunst und Kultur, seiner besonderen Mundart, seinen intakten sozialen Bindungen, den familiären und nachbarlichen Verflochtenheiten.

Dem Angestammten entrissen, trugen wir das Verlorene nur noch in unseren

Herzen und fanden uns verarmt in der Fremde wieder, im Irgendwo, das für Viele ein Nirgendwo bedeutete. Wir, die wir nun gemeinsam Rückschau und Ausschau halten nach dem, was war, und nach dem, was bleiben wird, waren damals Kinder oder Jugendliche, die noch nicht begriffen, warum das alles geschah. Wir mussten uns im Neuen, das uns meist keineswegs wohlwollend aufnahm, zurechtfinden. Die Eltern, oft waren es die verwitweten Mütter und Großeltern, kämpften im Verein mit uns auf Betteltouren ums Überleben, und ganz langsam ging es aufwärts.

Nicht mehr das Dachstübchen, durch dessen undichte Fenster und Türen die Zugluft strich, nicht mehr die Knechtskammer über dem Pferdestall, sondern das Auffanglager oder die Baracke dienten weiterhin zum Wohnen, auch die Hungersnot war inzwischen überwunden und das erlittenen Trauma verdrängt worden.

Lange Zeit besaß man kein Radio; an einen Fernsehapparat wurde noch gar nicht gedacht. Da sprach man an den Abenden miteinander von dem, was man kannte und was einem vertraut war; und das war eben

das Verlorene. Auch in uns Kindern wurde somit das Andenken an die Heimat wach gehalten. In Familien- und Ortsgeschichten, später in Vereinen, lebte Schlesien, lebte die Grafschaft Glatz weiter. Wir konnten uns genau vorstellen, wovon gesprochen wurde, noch ehe der Zugang zum Verlorenen möglich wurde.

Bevor es wieder Möbel und Hausrat zu kaufen gab, konnte man Bücher und Bildbände erwerben, die uns die Heimat zeigten. Im Jahr 1949 gab beispielsweise die kirchliche Hilfsstelle in München „Die schlesische Bilderbibel“ heraus, zu der kurz vor seinem Tod Joseph Wittig noch das Geleitwort verfasste. Darin schrieb er: „Welch seliger Traum! Damals, als ich mein Schlesien verlassen musste, brauchte ich am Abend nur meine Augen zu schließen, da kamen mir Hunderte von Bildern aus der Heimat ein und blieben die ganze Nacht bei mir und gewannen in meiner Seele eine Art von Wirklichkeit, von der ich mich dann nur mit wehem Herzen trennen konnte ...“ Das Buch ist uns ein kostbarer Schatz gewesen. Meine Mutter hat damals aus einem bunten Stoffrest eine Hülle dafür genäht, und so geschützt steht es noch immer in meiner Bibliothek.

Glück hatte, wer bereits in der ersten Zeit in der Nähe einiger Schicksalsgefährten leben konnte und ein Echo fand, wenn er vom Schneeberg oder der Heuscheuer sprach, wenn in das Lied vom Schneegebirge andere mit einstimmen und wussten, wovon man sang und sprach. Die Namen der Grafschafter Ortschaften klangen und klingen noch heute wie Musik in meinen Ohren. Die Aufzählung von Albendorf, Altheide über mein Eisersdorf bis zum Klessengrund und nach Maria Schnee, von Verlorenwasser bis Wünschelburg erzeugt noch immer eine wunderschöne Melodie im Resonanzraum meines Herzens.

Als man später Schlesien besuchen konnte, von Bedenken und Sorge begleitet, was einen dort erwarten würde, galt es zunächst, zwei durch die kommunistische Herrschaft betonierte Grenzen zu überwinden und einige Unannehmlichkeiten in Kauf zu nehmen. Ich wagte es im Jahre 1972 zum ersten Mal und schrieb darauf „Schlesien – Tagebuch einer Reise“. Die Gedichte im Anhang beziehen sich alle auf Eisersdorf, den hübschen, langgestreckten Ort an der Biele zwischen Glatz und Bad Landeck.

Dort und in anderen Grafschafter Orten hatten auch die Vorfahren meiner Eltern mehrere Jahrhunderte gelebt und gewirkt. Es war, als stünden sie in mir auf. Noch gab es kaum eine Begegnung mit den neuen Einwohnern: Ängste und Vorbehalte auf beiden Seiten, die Hasstiraden der Kom-

munisten und das Trennende der Sprachen hatten Barrieren aufgerichtet, die unüberwindlich schienen. Der Anblick verlassener und verfallender Häuser schmerzte damals und schmerzt noch immer. Trotzdem begannen die einstigen Grafschafter Kinder, das Land ihres Ursprungs zu bereisen und zu erkunden. Man erreichte das Alter, in dem einem Orts- und Familienchroniken interessant und erforschenswert erschienen und Beten und Singen an einem der lieben Wall-

fahrtsorte besonders gut gelangen.

Nach der Wende wurden gemeinschaftliche Reisen immer verlockender. In beinahe allen Orten, in denen wir auf Spurensuche gingen, wurden viele von uns zu Brückenbauern, die mit kleinen, jedoch wirksamen Schritten der großen Politik vielfach den Rang abliefen.

Seit meiner frühen Reise ins Land meiner Vorfahren ist Schlesien mit der Grafschaft Glatz auch immer ein Thema meines Schreibens geblieben. Gedichte, Erzählungen und vor allem mein Buch „Durch

**Lange Zeit
besaß man
kein Radio. Da
sprach man an
den Abenden
miteinander
von dem, was
man kannte
und was einem
vertraut war;
und das war
eben das Verlo-
rene.**

*Narben spiegeln
sich nicht, sie
setzen sich fort, in
der Spiegelung,
die wir Reflexion
nennen – doch
sie können zu
Kunst werden:
Markus Lüpertz:
Baumstamm – di-
thyrambisch.*

Bild: © VG Bild-Kunst,
Bonn 2017. Foto: Wolf-
ram Schmidt, Regens-
burg (siehe Seite 21)



Lücken im Zaun – eine Kindheit zwischen 1944 und 1946“ sind erschienen. Letzteres erzählt vor allem von der Grafschaft Glatz und gilt bis heute als Zeitdokument, was auch polnische Germanisten erkannt haben. Initiator der Übersetzung durch Dr. Justyna Kubocz und Dr. Jan Pacholski (beide an der Universität Breslau tätig) war der polnische Germanist Professor Dr. Edward Bialek, der viele meiner Gedichte selbst ins Polnische übertrug und in mehreren wunderschön ausgestatteten Buchausgaben veröffentlicht hat. Diese Übersetzungen haben bedeutend dazu beigetragen, dass ich intensiven Kontakt zu den heutigen Einwohnern und vor allem mit jungen Polen bekam und wir viel voneinander erfahren konnten.

Was ihre Vorfahren oder Vorgänger früher zerschlugen oder leugneten, sehen sie heute mit Achtung und Liebe an. Man will retten, erhalten und unser an sie übergegangenes Erbe pflegen, was für unsere Beziehung zu ihnen sehr wichtig ist. Fremde kamen sie oder ihre Großeltern her, so wie wir fremd irgendwo angekommen sind. Was sich in den Jahren nach dem Kriegsende

in der bis dahin verschonten Grafschaft Schreckliches abspielte, wissen nur wenige von ihnen. Bei meinen Lesungen und Begegnungen spüre ich jedoch ihr Interesse, ihre Anteilnahme und den Wunsch, mehr über diese Zeit und die Jahrhunderte davor, die eine Zeit unserer deutschen Vorfahren gewesen ist, zu hören. Eine Polin, um nur ein Beispiel zu nennen, die mein Buch in polnischer Übersetzung lesen konnte, gestand mir, dass sie bei der Lektüre geweint habe.

Es geht letztendlich darum, dass uns das Schicksal der Anderen berührt, dass wir einander zuhören und spüren, dass wir, selbst wenn unterschiedliche Sprachen uns trennen, einander verstehen können, wenn wir es wollen. Diese Bereitschaft ist bei vielen auf beiden Seiten gewachsen.

Im Jahr 2004 bin ich der Einladung zur Grafschafter Versöhnungsfahrt in die Ukraine, die alte Heimat vieler Polen, gefolgt. Unsere Reisegesellschaft war gemischt: Deutsche, Polen und Ukrainer starteten in Bad Altheide, doch das vorgegebene Leitwort der Reise einte uns. Auch unser Großdechant Franz Jung und der vor kur-

zem verstorbene Theologe Professor Dr. Johannes Gründel waren dabei. Idee und Durchführung lagen bei dem von Graf-schafter Eltern stammenden jungen Benedikt Voigt, der damals noch Student war. Trotz des schmerzhaften Verlustes unserer Heimat und ohne das Erlebte schmälern oder verschweigen zu wollen, habe ich inzwischen erleben dürfen, dass seinen inneren Frieden nur finden kann, wer die Gnade des Verzeihens gewährt und erfährt. Davor steht jedoch nicht irgendein Gefühl, das sich vielleicht irgendwann einstellen mag, sondern ein ernsthafter Willensakt. Und wenn man ihn vollzogen hat, gleicht es einem Wunder, welche Türen er zu öffnen vermag. Viele einst Vertriebene, so denke

ich, haben es gleich mir erleben dürfen, jeder an seinem Platz.

Es geht dabei ja nicht allein um uns, um unsere Person, die heute lebt und morgen nicht mehr da sein wird. Es geht um das Land, das ewig ist und Menschen unterschiedlicher Nation, die hier geboren wurden und geboren werden, hier wohnen lässt. Es geht um die Heimat und das geliebte Land vieler, die sich ihm zugehörig fühlen. Es geht auch darum, dass die Schlesier ihr Wissen über dieses gesegnete Stückchen Erde und die Liebe zu ihm wachhalten und weitertragen in eine gemeinsame Zukunft, für die Nachkommen beider Nationen.

Monika Taubitz (KK)

„Wunde nach der Stille“

Justyna Wojtyniak lässt in Paris das verleugnete Andenken polnischen Judentums im Theater aufleben



Theaterplakat

Bilder: Ania Winkler

„Es ist einfacher, die Anerkennung unter Fremden zu finden als unter eigenen Landsleuten“, sagt ein polnisches Sprichwort. Justyna Wojtyniak (39) verließ vor

fünfzehn Jahren Polen. Paradoxi-erweise kehrte sie erst im Exil zu ihren Wurzeln zurück. Sie ließ sich in Paris nieder und studierte Theaterdramaturgie. Inzwischen leitet sie ihre eigene Theatergruppe „Retour d’Ulysse“ und wird sowohl von der Stadt als auch von ihrem Publikum anerkannt. Das Repertoire ihrer Theatergruppe beschäftigt sich oft mit schwierigen historischen Themen.

„Ganz Paris träumt von der Liebe / (...) Ganz Paris singt immer wieder / Immer wieder nur von Glück“, sang 1954 Caterina Valente, einer ihrer erfolgreichsten Schlager. Wie lange braucht man, um in Paris, dieser Stadt der Kunst und Kultur, glücklich und erfolgreich zu werden? Justyna Wojtyniak hat fünfzehn Jahre gebraucht. Nachdem sie an der Krakauer Jagiellonen-Universität Literatur- und Theaterwissenschaft studierte,

kam sie 2002 nach Paris. Sie setzte hier ihr Studium der Dramaturgie fort. Alles Zufall, gibt sie zu: „Ich wollte schon nach Frankreich, aber doch nicht für immer ausreisen, nicht emigrieren. Dass ich hier bin, ist eine unendliche Verlängerung meiner Sommerferien nach dem Diplom in Krakau“, grinst sie, und die Pariser Sonne streichelt ihr Gesicht. Und dann wird sie auf einmal nachdenklich: „Ich bin nie nach Krakau zurückgekehrt. Und in Paris hatte ich nach dem Studium Gelegenheitsjobs. Zehn Jahre habe ich bei verschiedenen Kulturinstitutionen um Unterstützung gebeten. Ich habe zehn Jahre intensiv gearbeitet und mich professionalisiert. Viele Jahre harter Arbeit sind vergangen.“

Bis sie vor sechs Jahren einen Wettbewerb gewann und von verschiedenen Kulturförderern von Paris wahrgenommen wurde. Die Stadt unterstützte sie mit einem Theatersaal, wo sie mit einer Gruppe experimentelles Theater proben konnte. Daraus entwickelte sich das Theater „Retour d’Ulysse“, in dem teilweise auch Leute aus Wojtyniaks erster experimenteller Theatergruppe mitwirken. „Meine Form ist nicht einfach. Ich mache kein populäres Theater“, erklärt Wojtyniak. „Vor allem arbeite ich an dem Körperausdruck eines Schauspielers und an allen somatischen Techniken. Das alles soll den Schauspielern ihr Unterbewusstsein eröffnen und ihnen ermöglichen, daraus zu schöpfen. Ich sage nicht, was zu tun ist; der Schauspieler entwickelt seine Rolle eigenständig, und ich wähle aus, was mir passt. Das Abenteuer und das gemeinsame Entdecken interessieren mich dabei sehr.“

Paradoxerweise entdeckte Wojtyniak erst in Paris ihre tiefe Beziehung zur polnisch-jüdischen Geschichte. Daher ist der Name ihrer Theatergruppe Programm: „Retour d’Ulysse“ bedeutet „die Rückkehr des mythologischen Odysseus“ nach einer zehnjährigen Irrfahrt. So kehrt auch die inzwischen knapp 40-jährige Wojtyniak

zu ihren Wurzeln zurück und kritisiert die polnisch-jüdische Geschichtsschreibung: „Ich nenne es eine ‚Wunde nach der Stille‘, ein ‚grausames Unrecht‘. Nur die Erinnerung kann die Vergessenen ins Leben zurückrufen, sie rehabilitieren und sich selbst von den Geistern der Vergangenheit befreien. Ich kann’s nicht verstehen, wie die polnische Nation ihre jüdischen Nachbarn so spurlos verschwinden ließ.“

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs lebten in Polen knapp dreieinhalb Millionen Juden. Sie waren die größte Bevölkerungsgruppe jüdischen Glaubens in Europa. Nur ein Zehntel von ihnen überlebte die Schreckensherrschaft der Nazis. Und die meisten dieser Übriggebliebenen verließen Polen in der Zeit danach, denn auch in der Kommunistischen Partei wuchs der Antisemitismus. Dariusz Stola, Direktor des Museums der Geschichte der polnischen Juden in Warschau, unterstreicht: „Die Juden gehören zur polnischen Geschichte. Wer die vergangene Völkervielfalt dieses Landes vergisst, macht es zum Krüppel. Auch die jüdische Geschichte ohne Polen ist unvollkommen.“ Als wache Kritikerin des politischen und sozialen Lebens in Polen regt die Humanistin Maria Janion ethische Debatten an: „Nach Europa, klar, aber nur mit unseren Toten“, hat sie geschrieben. Damit meinte sie die Juden, die das tausendjährige kulturelle Bild Polens mitgeprägt haben. „Unsere Toten sind nicht nur die Juden, aber vor allem die Juden. Sie wurden aus der polnischen Geschichte ausgeschlossen. Der Restitutionsprozess ist aber im Gange ...“

So wie Maria Janion gibt auch Wojtyniak Europa seine Juden zurück. Dabei hilft ihr das Theaterstück von Tadeusz Słobodzianek – „Unsere Klasse. Eine Geschichte in vierzehn Lehrstunden“. Geschrieben 2008, erzählt es die Geschichte von Jedwabne, wo am 10. Juli 1941 ca. 340 der jüdischen Bewohner der Stadt von ihren Nachbarn ermordet wurden. Das Stück



Das Stück zeigt „eine Vision der Geschichte als eine Reihe von Foltern und Blutbädern und stellt alle religiösen und kulturellen Rituale unter Verdacht“, und das nachgerade rituell, wie man auf dem Szenenfoto erkennt

löste eine Debatte über antisemitische Phantasmen in Polen aus und half dabei, die verdrängte und negierte Geschichte zu revidieren. Zu Recht, meint Wojtyniak: „Die Lebenden sind den Toten gegenüber verpflichtet. Die Geister schreien nach Befreiung. So versuche ich also die Geister zu befreien, das ist meine künstlerische Berufung. Und so war auch meine Arbeit an dem Theaterstück. Es war wie eine Anamnese für mich. Wir haben uns der Vergangenheit gestellt, und das hat uns alle politisch und emotionell verändert.“

Kein Wunder. Gleich in der vierten Lehrstunde ahnt man, etwas Schreckliches wird passieren, als der jüdische Protagonist Jakub Kac klagt: „Welcher Glaube gebietet es, jüdische Geschäfte zu überfallen, die Fensterscheiben einzuschmeißen, Fässer und Einmachgläser umzuwerfen und Heringe und Sauerkraut zu zertrampeln?

Welcher Glaube gebietet dir, Wladek, einen Stein auf meine Schwester zu werfen, der sie am Kopf verletzt?“ Fünf Lehrstunden später erzählt der Protagonist Heniek, was passiert ist: „Wir brachten sie [die Juden] zu einer Scheune in der Nähe des jüdischen Friedhofs. Die Jungs erlaubten ihnen, sich auf die Erde zu setzen. Sogleich fielen alle wie tot zu Boden. Sie keuchten schwer. Ich warf einen Blick in die Scheune. In einer der Bansen war eine Grube frisch ausgehoben, neben der Sielawa, der in der Haller-Armee gekämpft hatte, Stasiek Hinkefuß, Tarnacki, der Metzger Wasilewski, Zochas Mann Oles der alte Walek und Rysiek standen. Sie hatten Äxte und lange Schlachtermesser. Zum Schweineschlachten. Walek hatte einen Schmiedehammer. Großer Gott, dachte ich.“

Rysiek, ein anderer Augenzeuge aus dem Theaterstück, berichtet über die Details.

Die Botschaft solcher Szenen scheint klar, meint Grzegorz Niziołek in seinem preisgekrönten Buch „Das polnische Theater der Vernichtung“: Das Stück „zeigt den Primitivismus der Mörder, offenbart antisemitische Stereotypen der Polen, baut eine Vision der Geschichte als eine Reihe von Foltern und Blutbädern und stellt alle religiösen und kulturellen Rituale unter Verdacht“. Keine Nation ist unter den Empfängern der wichtigsten israelischen Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ stärker vertreten als die Polen. Und doch vertritt Bożena Keff, Literaturforscherin im Jüdischen Historischen Institut Emanuel Ringelblum, die These, Antisemitismus sei keine „abgeschlossene Geschichte“: „Die Lebendigkeit des polnischen Antisemitismus scheint einerseits ein absurdes Phänomen zu sein, wenn man bedenkt, dass die Juden in Polen zahlenmäßig eine unbedeutende Minderheit sind. Andererseits wird das Verhältnis zwischen Polen und Juden während des Holocausts durch die intellektuellen und wissenschaftlichen Eliten revidiert. Dies trifft aber oft auf Widerstand.“

Schuld daran ist unter anderem das Bildungssystem. Es hatte der kommunistischen Ideologie zu dienen. Der Aspekt der Vernichtung wurde verallgemeinert, manipuliert und verzerrt. Bis zum Jahr 1991 entstand daher kein allgemein anerkannter Kanon zur Holocaustliteratur. Niziołek kennt Möglichkeiten, wie man über den Holocaust schreiben könnte: „Den Holocaust zu erzählen geht nicht ohne Worte wie: Spiel, Maske, Illusion, Regie, Rolle, Bühne, Kulisse, Tragödie, Opfer. Die Überlebenden würden sich gerne ‚Komödianten‘ nennen, die nur dank des ‚Spiels‘ überlebt haben. Die Zeugen des Geschehens würden gerne im Schatten des Publikums versteckt bleiben. Und die Täter würden ihre Taten als ‚tragisch‘ bezeichnen, wenn man es ihnen erlaubte.“ Tadeusz Stobdzianek macht in seinem Theaterstück dagegen

alles sichtbar. Sein toter Protagonist Jakub Kac scheint die kommenden Generationen zu warnen: „Die Wahrheit lässt sich nicht vergraben.“ All die bis jetzt verschwiegenen bösen Taten, all die historischen Fakten werden plötzlich genannt. Und auf der Bühne erneut durchgespielt.

„Was ist mit unserer Klasse passiert?“, fragte einst der Barde Jacek Kaczmarski in seinem populären Lied und beschrieb darin zugleich den Zerfall eines einst eingespielten schulischen Freundeskreises. Wie konnten einstige Klassenkameraden sich plötzlich einander so drastisch entfremden? Auch in *Jedwabne* sind jüdische Opfer und polnische Täter vormals zusammen in dieselbe Schule gegangen, waren Nachbarn.

Justyna Wojtyniaks Inszenierung von „Unsere Klasse“ ist ein skurriles Allerseelen, eine romantische Ahnenfeier, ein Ritual der Erinnerung, ein Mysterium der Wiederbelebung der Toten, eine nie endende Eucharistie. Die Schauspieler schaffen eine Welt zwischen Leben und Tod. Sie ziehen verschiedene Kleider an, wie ein Dibbuk – nach jüdischem Volksglauben ein oft böser Totengeist –, der in den Körper eines Lebenden fährt und ihn quält. Sie werden zum Sprachrohr der Geister ihrer Protagonisten. Am Ende soll das Publikum seine private, befreiende Katharsis erleben, wie Wojtyniak und ihre Truppe: „Das Theaterstück half uns unsere Haltung zu finden in dem Europa rechtspopulistischer Töne. Im Endeffekt machte es bessere Menschen aus uns.“

Nach dieser Auseinandersetzung mit der Geschichte können die Geister endlich zurückkehren. So geben Justyna Wojtyniak und ihr Theater „Retour d’Ulysse“ Europa seine Juden zurück. Und die Regisseurin selbst? – Sie erlebt Liebe und Glück, Erleichterung und Freiheit. Und Erfolg. In Paris.

Arkadiusz Łuba (KK)

Gebaute Klarheit

Bohuslav Fuchs im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus

Der kühnste und einflussreichste Vertreter des Funktionalismus in Brünn war Bohuslav Fuchs (1895–1972), der zu den bedeutendsten tschechischen Architekten des 20. Jahrhunderts gezählt wird. Mit zahlreichen Bauten sowie mit städtebaulichen und regionalplanerischen Arbeiten war Bohuslav Fuchs wie kein anderer bis in die 1940er Jahre nicht nur in Mährens Hauptstadt, sondern im gesamten Land aktiv. Verstärkt arbeitete er ab Ende der 1930er Jahre auch in der Slowakei. Fuchs hat auch als Hochschullehrer Studierende und die Fachwelt nachhaltig beeinflusst.

In Brünn begegnet man den Gebäuden von Fuchs auf Schritt und Tritt. Als die berühmtesten und in der Fachwelt heute gut bekannten Bauten gelten das Hotel Avion, 1927–1928 für eine enge Baulücke in der Altstadt als außergewöhnliche räumliche Komposition entstanden, die Mährische Bank im Zentrum, errichtet 1928–1930 mit dem deutsch-jüdischen Architekten Ernst Wiesner, und ein heute noch genutzter Pavillon am Messegelände für die Jubiläumsausstellung „10 Jahre Tschechoslowakei“ 1929. Auch das Wohnhaus von Bohuslav Fuchs (1928) und sein Café Zeman (1925–1926), das inzwischen – um einige Meter versetzt – wieder aufgebaut wurde, sind heute zu besichtigen. Bedeutende Bauten finden sich auch in der Slowakei, u. a. ein großstädtisch gestaltetes Wohnhaus in Pressburg/Bratislava (Hviezdoslavovo námestie, 1935), die weithin bekannte Thermalbadanlage „Grüner Frosch“ in Trencianske Teplice (1937) oder das Erholungsheim „Morava“ (Tatranská Lomnica, 1931), das einen festen Platz in einer Reihe berühmter, funktionalistischer Sanatoriumsbauten der 1930er Jahre hat.

Seine Karriere begann Fuchs mit einem Studium an der Prager Akademie der Bil-



Villa von Bohuslav Fuchs in Brünn

Bild: Gerhart-Hauptmann-Haus

denden Künste bei Jan Kotera, in dessen Atelier er später auch arbeitete. 1922 ließ sich Fuchs dauerhaft in Brünn nieder, wo er ab 1923 als Angestellter des Stadtbauamtes tätig war. 1929 erschien eine erste Monografie von ihm im schweizerischen Basel, unmittelbar darauf stellte er Entwürfe in Stockholm, Wien und Berlin aus. Drei Jahre später war Fuchs in der legendären Ausstellung „The International Style“ des New Yorker Museum of Modern Art vertreten, die den Funktionalismus in die amerikanische Architektur-Szene einführte.

Dank seiner Tätigkeit erfuhr Bohuslav Fuchs schon zu Lebzeiten viel Anerkennung im Ausland, in seiner Heimat wurde der Funktionalismus seit Ende der 1940er Jahre als bourgeoise Entgleisung der verachteten Ersten Republik betrachtet, nur einzelne seiner Entwürfe konnte er noch realisieren. Ende der 1950er Jahre musste Fuchs auch seine Lehrtätigkeit aufgeben, setzte sich aber zeitlebens für die Bewahrung des Erbes des Funktionalismus in

Brünn ein. Viele seiner Bauten sind heute in einem schlechten Zustand oder wurden unsensibel restauriert, das Interieur zerstört.

Bis zum 15. Januar 2018 porträtiert das Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf den Architekten. In der Ausstellung, die in der Galerie für Architektur in Brünn entwickelt und umgesetzt wurde, kommen zwölf tschechische und slowakische Architekten unserer Zeit zu Wort, welche ausgewählte funktionalistische Bauten von Bohuslav Fuchs kommentieren – beispielsweise das Café Zeman, das ikonische Hotel Avion, die

monumentale Trauerhalle auf dem Brünnner Zentralfriedhof oder das weitläufige Stadtbad Zábřovice. Technische Dokumentationen und historische Fotografien werden ebenso gezeigt wie aktuelle Fotos vom heutigen Zustand der Bauten.

Unterstützt wurde das Ausstellungsprojekt durch die Stiftung für tschechische Architektur und die Stadt Brünn. Sie entstand in Kooperation mit dem Museum der Stadt Brünn und dem Tschechischen Fernsehen, ATEH lighting, Legia.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Die **Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsseldorf und die **Künstler-Gilde** e. V. Esslingen veranstalteten am 10. November gemeinsam die feierliche Überreichung des diesjährigen **Andreas-Gryphius-Preises an Tina Stroheker**. Nach der Begrüßung durch Winfrid Halder, den Direktor des gastgebenden Hauses, und der Preisverkündung durch Rainer Goldhahn von der KünstlerGilde hielt Zdenek Marecek von der Masaryk-Universität Brünn/Brno die Laudatio.

Am 11. Dezember, 19 Uhr, hält **Markus Baum** im Hauptmann-Haus einen Vortrag über **Jochen Klepper**, „Selbstmord unter dem Kreuz“.

Mit einem **Festwochenende** vom 10. bis zum 12. November im Berliner Nicolaihaus und im Schloss Lomnitz (Łomnica) bei Hirschberg (Jelenia Góra) beging die **Deutsch-Polnische Stif-**

tung Kulturpflege und Denkmalschutz, über deren Tätigkeit Peter Schabe laufend in unserem Heft berichtet hat, ihr **zehnjähriges Jubiläum**.

Mit einem Vortrag von **Bernhard Hartmann** am 23. November eröffnete die **Martin-Opitz-Bibliothek** in Herne eine Ausstellung zum **Karl-Dedecius-Preis**.

Der **rumänische Senat** hat die Einführung eines **Feiertages der nationalen Minderheiten** beschlossen. Am **18. Dezember** sollen lokale und zentrale Behörden kulturelle Veranstaltungen der Minderheitenverbände logistisch und finanziell unterstützen können, so der Gesetzentwurf. Über das Gesetzesvorhaben muss nun die Abgeordnetenkammer befinden. Die Ungarn haben eine eigene Initiative in dieser Richtung ergriffen.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**